DAS
Dämmerungs-Stündchen

von

Caroline Reinhold

Paed. Pr. 2837 dg
Reinhold

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36613905660013

<36613905660013

Bayer. Staatsbibliothek

R

Gustchen hat einen Stein im Brett.

Das
Dämmerungsstündchen,
oder
Erklärungen
mehrerer bekannten Sprichwörter
in
unterhaltenden Geschichtchen
von
Caroline Reinhold.

Mit sechs Kupfern.

Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.

R
Wd 1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Das Streben treuer Mütter, ihre Kinder über Alles, was die Außenwelt in dem Jugendleben derselben ihnen zuführt, aufzuklären, ist gewiß recht segensreich, und keine besonders dazu bestimmte Stunde dabei nothwendig. Jeder Augenblick eignet sich, das Gesehene oder Gehörte den Kleinen deutlich zu machen. Allein zuweilen täuscht man sich hinsichtlich

der Ausdehnung dieses gelegenheitlichen Unterrichts, indem Manches, was häufig im gewöhnlichen Leben vorkommt, und uns durch vieljährigen geistigen Besitz klar ist, auch dem Begriffsvermögen der Kinder für bekannt angenommen, also darüber hinweggeeilt wird, ohne es gründlich zu erläutern. Hie und da wird nun wohl die richtige Auffassung eines Ausdrucks jenen durch wiederholten Gebrauch des Gegenstands, den er benennt, erleichtert; oft aber bleibt derselbe der Jugend lange dunkel und ungewiß, und dies kann am öftesten bei Sprichwörtern der Fall seyn, über deren Bedeutung selbst Erwachsene zuweilen nicht nach-

dachten. Und dennoch werden sie oft mit Beziehung auf die Kleinen oder doch in ihrer Gegenwart im Munde geführt. Sie hören sie, sprechen sie auch wohl nach, aber der Sinn und Ursprung derselben bleibt ihnen nicht selten unbekannt. Ersterer liegt oft tiefer als man glaubt, und kann erst durch die Ueberzeugung von seiner Wichtigkeit sich dem jungen, weichen Gemüthe einprägen, und durch Anwendung gewinnreich werden.

Daher hoffe ich, guten Müttern einen kleinen Dienst zu erweisen, wenn ich ihren Lieblingen dies Büchlein mit Erklärungen mehrerer gewöhnlicher Sprichwörter in die Hand gebe.

Diese üblichen Redensarten sind in das Gewand erzählender Lehre gehüllt, und die Geschichtchen sollen der von mir geliebten Jugendwelt angenehme Unterhaltung, freundliche Ermunterungen zum Guten und liebevolle Warnungen vor Fehlern und schlimmen Gewohnheiten spenden.

Mögen sie freundlich aufgenommen werden, und ihren Zweck erreichen!

Die Verfasserin.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

Hänge den Mantel nicht nach dem Wind. . 4

Laß dir keine Nase anheften. 11

Es ist schädlich, immer durch die Finger zu sehen. 17

Man muß oft ein Auge zudrücken. . . . 26

Wie nachtheilig es ist, immer von der Schnur zu zehren. 32

Gustchen hat einen Stein im Brett. . . . 36

Die Sache ist noch im weiten Feld. . . . 44

Er ist nicht auf den Kopf gefallen. 50

Er schlägt über die Schnur. 58

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. . 62

Seite

Sie streiten um des Kaisers Bart. . . . 73
Das Blättchen wendet sich. 79
Was heißt, auf den Busch klopfen? . . . 89
Bernhard mißt Jeden nach seiner Elle. . . 97
Der arme Klauß nagt am Hungertuche. . 103
Man muß sich nicht zwischen zwei Stühle setzen. 107
Wer dient dem Andern zum Nothnagel, und woher rührt dieß Sprüchwort? . . . 119
Was heißt, Jemanden die Stirne oder die Spitze bieten, und das Hasenpanier ergreifen? 123
Er ist ihm recht auf dem Dache. 128
Es kräht kein Hahn darüber. 135
Wer mitten im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden. 139

Seite

Rosalie trägt die Nase hoch. 143

Er schlägt Alles in den Wind. 148

Richard spricht recht ins Blaue hinein. . . 152

Fanny sitzt in keinem Rosengarten. . . . 156

Dietrich hat's hinter den Ohren. 161

Was heißt, aus dem Stegreif reden? . . 165

Paul weiß, wo Bartholomäus Most holt. . 175

Ich habe ein Hühnchen mit ihm zu rupfen. . 182

Das war Wasser auf Fickchens Mühle. . . 185

Justine muß überall die Hand im Sude haben. 191

Er läßt ihn nicht aus dem Garne. . . . 200

Eine Hand wäscht die andere. 207

Jemanden aufs Korn nehmen. 216

Was eine Nessel wird, brennt bald. . . . 226

Seite

Laß dich nicht zum Besten haben. 234

Jakob und Alphons lassen alle Fünfe gerade seyn. 242

Wem muß man recht auf die Finger sehen? . 248

Albert streut Andern Staub in die Augen. . 261

Der Krug geht so lange zum Wasser bis er zerbricht. 265

Was heißt, auf einem großen Fuße leben? . 269

Wer am Wege baut, hat viele Meister. . 279

Einleitung.

Es war in der winterlichen Jahrszeit, wo die Sonne sich bald zur Ruhe neigt, und ihr strahlendes Licht durch die matterleuchtenden Kerzen im Zimmer ersetzt wird. Als der achtjährige Moriz, welcher an seinen Bilderbögen gemalt hatte, den Pinsel weglegte und unwillig ausrief: „Nun ist es schon wieder so dunkel, daß ich nicht mehr die Farben recht unterscheiden kann. Mütterchen, läßt du nicht bald Licht bringen? Dann hole ich mein Schattenwerk und zeige es Theresen und Albertinen. Nicht wahr, Schwesterchen! ihr seht es wieder gerne an?" Die Mädchen, welche etwas älter als Moriz waren, und sich mit ihrem Strickzeug auf der Mutter Geheiß nützlich beschäftigt hatten, waren es sogleich zufrieden. Aber Frau Berthold sagte: „Ich bin noch nicht Willens, euer Verlangen

zu erfüllen. Laßt eure Augen ein wenig ruhen; ich will auch meine Arbeit weglegen und wir wollen miteinander die trauliche Dämmerungsstunde genießen! Setzt euch zu mir; ich will euch ein Geschichtchen erzählen." Flugs waren die Kinder an ihrer Seite, umringten und überhäuften sie mit schmeichelnden Worten, mit frohen Aeusserungen, und Moriz versicherte: „mit meinem Schattenwerk hat es gute Zeit, liebe Mutter, das Erzählen ist mir lieber, und du könntest uns wohl die Freude machen, täglich diese Stunde zu jener Unterhaltung zu bestimmen. Wie würde ich mich dann immer auf das liebe Dämmerlicht freuen!" „Ja, ja!" stimmte Therese, (welche 9 Jahre zählte) ein, „das wäre herrlich! und ich würde den Tag über in meinen Lernstunden noch einmal so eifrig seyn, wenn ich mir dieß Vergnügen am Abend gewiß versprechen dürfte. Nicht wahr, Tinchen, du bist auch meiner Meinung?" Albertine, die älteste, ein Mädchen von 10 Jahren, bestätigte es lebhaft und alle 3 bestürmten die Mutter mit Wiederholung ihrer

Bitte. „Gut,“ erwiederte diese; ich will die Gewährung eures Wunsches immer als einen Lohn für bewiesenen Fleiß betrachten, und euch, wenn ihr ihn verdient habt, täglich nicht nur in der Dämmerungsstunde, sondern überhaupt die Abende hindurch ertheilen. Damit aber meine Erzählungen doppelten Nutzen und Unterhaltung euch gewähren, so sollen sie, außer der Darstellung kindlicher Tugenden und Unarten, auch immer die Erklärung eines Sprüchworts enthalten. Therese hat mich gestern erst gefragt, was es heiße: „ein x für ein u machen?“ und so giebt es gar viele Redensarten und Sprüchwörter, die euch unverständlich sind. Daher will ich sie zum Inhalt kleiner und größerer Geschichten wählen, wodurch ihr Sinn euch am ersten einleuchtend werden wird. Die Kinder dankten der Mutter zärtlich und jubelnd für ihr gegebenes Versprechen, und so entstanden nach Frau Bertholds Plan, folgende Erzählungen.

Hänge den Mantel nicht nach dem Wind.

„Holst du heute wieder Müllers Ferdinand in die Schule ab?“ fragte Adelheid ihren Bruder Leopold. Ey, das lasse ich wacker bleiben, erwiederte dieser. Schon einige Tage unterließ ich es, und es wird sobald nicht wieder geschehen. „Und warum denn nicht?“ äusserte erstaunt die Schwester, „du hattest ja ein gewaltiges Wesen mit dem neuen Freund; woher rührt die schnelle Aenderung deiner Gesinnung?“ „Ich weiß, was ich weiß,“ antwortete der Knabe und lief aus dem Zimmer. Ferdinand kam noch an demselben Abend und verlangte seinen Schulfreund zu sprechen. Der Vater war im Zimmer, und Leopold mußte den netten Nachbarsjungen, dessen Aeusseres jenem recht wohl gefiel, hineinrufen. Er betrug sich auch höflich und artig gegen Herr und Frau Weilmann, so wie gegen Adelheid, und unterhielt sich in allerlei Spielen auf die angenehmste und gesittetste Weise mit Leopold. Letzterer war gegen ihn die Ge-

fälligkeit selbst, suchte es aber, dem Vater, so lange dieser im Zimmer war, und den kleinen Gast lobte und liebkoßte, immer bemerkbar zu machen. — Adelheid stellte im Stillen über des Bruders Wankelmuth ihre Betrachtungen an, und als Ferdinand weggegangen war, konnte sie sich auch nicht enthalten, ihre Verwunderung darüber laut werden zu lassen. Leopold erröthete und Frau Weilmann forschte weiter nach. Da ergab es sich, daß Ferdinand von dem Lehrer vor einigen Tagen Verdruß bekommen hatte, und daß Leopold, um ja nicht in der Gunst desselben, die er im vorzüglichen Grad besaß, zu sinken, sich seitdem von ihm ganz entfernt hielt. „Aber warum warst du denn jetzt so freundlich gegen ihn?“ fuhr die Schwester in Leopold dringend fort: „Laß mich in Ruhe,“ erwiederte er, „du fragst mich so peinlich, wie ein Richter.“ „Ja, ja, nicht umsonst,“ wandte Adelheid ein; „du bist ein pfiffiger Herr. Weil der Lehrer den armen Jungen getadelt hat, verläugnetest du aus schmeichelnder Unterwürfigkeit im Angesicht von

Jenem deine Freundschaft für Ferdinand. Da der Vater ihm aber vorhin seine Gunst schenkte, ånderteſt du, um Diesem zu gefallen, schnell dein Betragen. Du biſt mir ein sauberer Freund. Nein, das heißt recht den Mantel nach dem Wind hången und verråth kein treues Herz.“ „Adelheid hat Recht,“ fügte die Mutter hinzu, „diesem Fehler mußt du mit Macht entgegen arbeiten, mein Sohn; denn ein unzuverlåßiger Mensch ist eine traurige Erscheinung im Leben. Niemand kann ihm trauen, Niemand von ihm Etwas erwarten; denn nur vom Zufall hångt seine Handlungsweise ab. Willst du also, lieber Leopold! die Freuden wahrer Freundschaft rein und vorwurflos genießen, so mußt du sie nicht gleich, noch weniger um eigenen Vortheils Willen aufzugeben bereit seyn, sondern erst nach genauer Prüfung dem entziehen, dem du sie geschenkt hast.“ Der Kleine versprach diese Lehren zu behalten und sich gegen Ferdinand immer so zu betragen, wie den Abend über. —

Aber diesen Fehler konnte Leopold doch

nicht so schnell ablegen. Hie und da zeigte er sich wieder; allein Adelheid — bedeutend älter als Jener, (der Kleine hatte erst sein 9tes Jahr erreicht und die Schwester zählte 15) war treu für sein wahres Glück besorgt, und hatte auch von den Aeltern den Auftrag erhalten, den schiefen Zug in des Bruders Charakter scharf zu beobachten, damit er frühzeitig vertilgt werde. Sie ließ also keine Gelegenheit entschlüpfen, ihn auf Recht und Pflicht aufmerksam zu machen. Einst ertappte sie ihn wieder auf einer recht krummen That, und ob sie gleich die Strafe dafür im Geist kommen sah, suchte sie dieselbe absichtlich nicht abzuwenden, um Leopold recht von der Schädlichkeit seines Fehlers zu überzeugen. Er hätte nämlich ungemein gerne einem Vetter, der gleiches Alters mit ihm war, und den er einmal besuchte, eine kleine, sehr schöne Kanone, die ihm ungemein wohl gefiel, abgeschwätzt; allein dieser verstand sich nicht dazu. Da nahm Jener zur List seine Zuflucht und suchte sich ihm recht verbindlich zu machen. Er war ihm zu jedem losen Streich behülflich,

so wie auch zu seinen kleinen Schulaufgaben, und so wenig er ehedem mit ihm Umgang pflegen mochte — denn Reichard war eigensinnig und unfriedlich — so oft und viel suchte er jetzt mit ihm zusammen zu seyn und gab ihm in Allem nach. Wirklich erreichte er seine Absicht und erhielt vom Reichard das sehnlichst gewünschte Spielzeug. Als Leopold voll Freude mit seinem errungenen Schatz nach Hause kam und Adelheid ihn zeigte, wunderte diese sich nicht wenig; denn sie kannte die Tante, Reichards Mutter, als eine gewaltig sparsame Frau, die nicht viel Geld auf Spielsachen wandte und dem Söhnchen das Wenige, was er hatte, als ein wahres Heiligthum immer empfahl. Nachdem sie vollends hörte, wie ihr Brüderchen dazu gekommen war, dachte sie gleich bei sich selbst: „Nun das wird schön kommen, wenn es die Tante erfährt;" und ihre Vermuthung gieng in Erfüllung. Frau Helm hielt wieder einmal, wie es öfters geschah, Untersuchung in Reichards Spielschrank, und vermißte die Kanone. Ein scharfes Examen begann und jener

gestand Alles. Hilf Himmel! wie wurde nun Leopold, als er, ohne sein schlimmes Geschick zu ahnen, bald darauf Reichard besuchte, von dessen Mutter bewillkommt. Es brachen nicht nur alle verdienten Vorwürfe über ihn los, sondern er wurde streng verurtheilt, die Kanone augenblicklich wieder zurück zu bringen. Zitternd und weinend schlich der Knabe nach Hause mit dem Vorsatz, sein unrechtmäßig erworbenes Gut still fortzutragen; allein Adelheid war zugegen, und wich nicht aus dem Zimmer, wo er in einer Commodschublade die Kanone aufbewahrt hatte; er konnte sie unmöglich unbemerkt herausnehmen. Auch entgieng Jener seine Betrübniß nicht, und sie errieth sogleich die Ursache derselben. „Nun da siehst du die augenscheinliche gerechte Strafe für dein zweideutiges Betragen," sagte sie im ernsten Tone; „Vetter Reichard war dir ehedem gewaltig zuwider, du mochtest gar Nichts von ihm wissen. Als du aber die Kanone von ihm erschmeicheln wolltest, ey wie schnell konntest du dein Betragen gegen ihn ändern. Wie ich schon oft sagte, du hängst

recht den Mantel nach dem Wind; aber laß dir die letzte Erfahrung zur Warnung dienen. Güter, die nicht auf redliche Weise erworben wurden, Ruhm und Ehre, auf Schleichwegen verdient, Alles dieß ist nicht von Dauer. Die Wahrheit kommt zuletzt doch ans Licht und Verachtung und Verlust ist, wie jetzt bei dir, der wohlverdiente Lohn. — Versprich mir, „fügte sie etwas milder hinzu, da sie mit Leopolds aufgeregtem Zustand Mitleid empfand," versprich mir ehrlicher zu werden, und halte aber auch Wort. In dieser Hoffnung will ich es über mich nehmen, die Tante zu bewegen, daß sie gegen unsere Aeltern des Vorgangs nicht erwähnt, was ausserdem gewiß geschehen, und dich in doppelte Strafe bringen würde." Leopold fiel der Schwester um den Hals, und gelobte unter heißen Thränen Besserung. Adelheid nahm darauf die Kanone, trug sie selbst zu Frau Helm, und erbat sich für Jenen Verzeihung, welche ihr auch zugesagt wurde.

Laß dir keine Nase anheften.

Karl trug schon lange den lebhaften Wunsch stille bei sich, einen Säbel zu besitzen, ähnlich dem, welchen Onkel Rudolph, der Lieutenant bei einem Kürassier-Regiment war, trug. Aber Frau Richter war eine Witwe, von welcher die Erziehung ihrer 4 Kinder manches Opfer heischte, denn ihre geringe Einnahme reichte nur so weit, um die nöthigsten Bedürfnisse zu bestreiten; daher unterdrückten die gut gearteten Töchter jede unbescheiden scheinende Forderung, und der kleine Wildfang, der 7 jährige Karl, wurde mit Ernst zurückgewiesen, wenn irgend ein Verlangen seiner Seele entstand, das nicht erfüllt werden konnte. Deßwegen getraute er sich auch nicht oben erwähnten Wunsch laut werden zu lassen, ob er gleich seine höchste Glückseligkeit darein setzte.

Eine frohe Kunde von dem abwesenden Bruder, welcher in seinem Offiziersrang höher zu steigen hoffte, stimmte einst Frau Richter sehr heiter, so wie auch ihre erwachsenen

Töchter, welchen Jene die Nachricht anvertraut hatte, die übrigens, da sie nur eine noch leise gehegte Vermuthung enthielt, als ein Geheimniß bewahrt wurde. Karl, der größtentheils eine trübe, wenigstens ernste Miene an der Mutter bemerkte, war hoch erfreut, sie einmal vergnügt zu sehen, und sagte schmeichelnd: „Mütterchen, was ist dir Gutes widerfahren? Sage mirs, daß ich mich mit dir freuen kann." Bei diesen Worten umschlang er ihren Nacken, und küßte sie mit Innigkeit. „Jetzt noch nicht, mein Sohn," versetzte Frau Richter, „gedulde dich noch einige Tage, dann kann ich dir es vielleicht mittheilen, was jetzt mein Gemüth bewegt." Aber der kleine Neugierige war mit diesem Bescheid nicht zufrieden. Es gieng ihm beständig im Sinne herum, was die Mutter denn in sich verschließe. Mit diesen Vorstellungen beschäftigt, besuchte er an einem Abend einen Schulfreund, war aber beim Spiel gegen seine Gewohnheit zerstreut. „Was hast du denn in deinem Kopfe, daß du nicht aufmerken willst?" fragte ihn Franz. „Ey, ich denke

über etwas gar Wichtiges nach," antwortete Karl, und der ältere Sohn des Hauses, der gerade im Zimmer war, fiel etwas spöttisch ein: „Kann man es denn nicht auch erfahren?" „O ja," erwiederte der Kleine in kindlicher Unschuld, „du mußt wissen, ich habe mein Mütterchen recht lieb. Sie ist aber, wie euch bekannt seyn wird, nicht reich und hat viele Sorgen. Deßwegen seh ich sie selten lächeln, aber seit einigen Tagen ist sie so heiter, daß es mich in der Seele freut. Indessen möchte ich nur wissen, warum. Sie sagt es mir nicht, sondern verweißt mich noch für einige Tage zur Geduld." „O da kann ich dir Aufschluß darüber geben," erwiederte Leonhard, „deiner Mutter steht ein großes Glück bevor. Ein reich beladenes Schiff ist für sie unterwegs; wenn es anlangt, dann bekommt ihr ein unermeßliches Vermögen." „Wirklich? darf ich es glauben?" fragte Karl freudig erstaunt. Jener entgegnete: „warum denn nicht, mein Vater muß als ein Kaufmann solche Nachrichten gleich erfahren. Er weiß Alles, was zu Land und

Meer geschieht.“ „O, o wie prächtig!“ rief der Kleine; da bekomme ich nun auch einen Säbel, wie leicht kann mir ihn die liebe Mutter dann kaufen! Jetzt kann ich nicht mehr länger bleiben; ich muß nach Hause, muß es den Meinigen verkündigen, daß mir ihr Geheimniß verrathen wurde.“ Schon von Ferne hörten ihn die Schwestern jubeln und singen. Die Mutter aber war ausgegangen, denn während Karl bei seinem Freunde war, hatte wirklich Frau Richter die Gewißheit von ihres Bruders Fortrücken zum Rittmeister erhalten, und sie eilte zu einer Verwandtin, um ihr die frohe Nachricht zu bringen. Aber höre doch, wie Karl auf der Straße ablärmt; der Junge ist immer in der besten Laune; „sagte Mina zu ihrer Schwester Luise. Indem kam er ins Zimmer gesprungen, und rief: „Juhe! das Geheimniß ist entdeckt. Ich weis es, ich weis es!“ „Bist du der Mutter begegnet, und hat sie dir es schon mitgetheilt?“ fragte Mariane, „Also ist es schon gekommen, gewiß?“ fiel der Knabe ein; tanzte im Zimmer umher und

rieb sich die Hände. Dann blieb er auf einmal stehen und sprach: „Nur wunderts mich aber, daß Leonhard und Franz von der baldigen Ankunft mir nichts gesagt haben. Ihr Vater weis doch Alles, was zur See und auf dem festen Lande geschieht.“ „Toller Junge, unterbrach ihn Mina. Wie soll denn Herr Franke wissen, was Niemand ausser mir erfahren hat?“ „O von dem beladenen Schiff, das der Mutter große Reichthümer bringt, wußte ers lange, versetzte Karl. Die Schwestern sahen ihn mit großen Augen an, und die lustige Mariane brach in ein gewaltiges Gelächter aus. „Ey, ey, wie hat sich der Herr Bruder eine Nase aufheften lassen! aber wer hat dich denn so angeführt?“ sagte Luise. „Nun, ist es nicht so?“ fragte Karl kleinlaut, „was hat denn Euch so froh gemacht?“ Die Schwestern erzählten, und auch der Knabe mußte aussagen, wie er zu jener irrigen Meinung gekommen sey. „So geht es allen Neugierigen,“ versicherte Mina. Diese sind immer in Gefahr, Unwahrheiten zu erfahren, denn es giebt der muthwilligen,

auch mitunter, boshaften Menschen gar viele, welche sich ein Vergnügen daraus machen, Andere zu belügen. Karl äusserte: „das heißt also wahrscheinlich, Einem eine Nase aufheften? wie du Luise vorhin sagtest. Dieß habe ich noch nicht gehört.“ Ja wohl, dieß ist eine gewöhnliche Redensart, erwiederte diese. „Ich will dir auch erklären, woher sie kommt. Es war nämlich von alten Zeiten her Verstümmlung, oder der gänzliche Verlust der Nase eine Strafe und große Schande, da legten sich hie und da Aerzte auf die Kunst, Nasen aus Wachs oder aus wirklichem Fleisch zu formen und anzuheften, und weil sie von den natürlichen oft nicht leicht zu unterscheiden waren, wie zuweilen die Lüge von der Wahrheit, so entstand dadurch jene Redensart.“ „Aha; ich verstehe es nun,“ sagte Karl. „Ich werde mich aber künftig vor solch einem Betrug zu hüten wissen. Habe ich jetzt doch bei dieser Gelegenheit Etwas gelernt;“ fügte er hinzu. „Ich will dir noch ein ähnliches Sprüchwort anführen, welches von jener grausamen Verfahrungs-

weise herrührt;" nahm Luise wieder das Wort. „Man sagt nämlich zuweilen: dieser hat eine derbe Nase bekommen; damit wird ein scharfer Tadel, eine empfindliche Rüge angedeutet. Natürlich war jene Kur=Art schmerzhaft und jedermann wünschte, sich ihr nicht unterwerfen zu müssen, so wie ein Verweiß auch ein unangenehmes Gefühl erregt. Weil aber doch die Nase weniger als das Leben ist, so fand man endlich auch folgendes Sprichwort passend: „Er ist dießmal noch mit einer Nase davon gekommen." „Danke Schwesterchen für die Belehrung; o! versetzte der gutmüthige Karl, „ich will mir Alles merken — und des Onkels Glück, so wie der Mutter Freude darüber, ist mir eben so lieb, wie ein Säbel."

Es ist schädlich, immer durch die Finger zu sehen.

Julchen war schon als ganz kleines Kind ein Naschmäulchen. Wo es etwas zu kosten, zu versuchen gab, war sie gewiß nahe dabei,

und oft gerieth sie über die Zuckerdose der Mutter, und setzte ihr wacker zu. Kam Frau Schulze dahinter, so hieß es: „wart' du kleines Ding, ich will dich lehren, Zucker zu essen, wie man das liebe Brod ißt! Doch komm her, hier hast du noch Etwas in dein Händchen.“ Statt dieß strafbare Händchen zu züchtigen, wurde es noch überdieß mit Zucker gefüllt. Die thörichte Mutter hegte eine schwache, tadelnswürdige Liebe für ihr Kind. Julchen glaubte also, durch das Benehmen der Mutter verführt, ganz recht gethan zu haben, und gieng ein andermal wieder darauf aus, die Zuckerbüchse hübsch zu leeren, oder sonst irgend etwas Gutes in der Küche oder im Speißschrank auszukundschaften, das sie sich in aller Stille trefflich schmecken ließ. Oefters entdeckte es Frau Schulze, aber sie sah ihrem Leibtöchterchen durch die Finger, tadelte den Fehler zuweilen gar nicht, zuweilen nur scherzweise oder gelinde. Allein diese Untugend wuchs mit dem Mädchen empor und wurde immer bedeutender. Es waren an Weihnachten des Bruders auf-

gesparte Lebkuchen nicht mehr vor ihr sicher, und konnte sie vollends des Speißschranks-schlüssels habhaft werden, dann ergieng es der Mutter eingemachten und getrockneten Früchten und allen ihren süßen Vorräthen übel. Auch konnte sie keine Speise, kein Backwerk bereiten helfen, wovon sie nicht immerwährend versucht und genascht hätte. Freilich bemerkte oft Frau Schulze die üble Eigenschaft ihrer Tochter mit Sorge und Unzufriedenheit, allein dieß gestand sie sich nur selbst im Stillen; ihrem Julchen sah sie durch die Finger, und scheute sich, ihr durch eine heilsame Rüge oder Strafe wehe zu thun. — Aber ach! welches Unglück bereitete sie dem Mädchen durch diese unzeitige Nachsicht. Frau Schulze starb; Julchen mußte in die Fremde. Ihre übrigen Geschicklichkeiten und manche gute Eigenschaften, welche sie besaß, empfahlen sie einer Dame vom vornehmen Rang als Haushälterin. Ihre Lage war äusserst angenehm, sie hatte eine sehr gütige und freigebige Herrschaft erhalten, welche sie mit Achtung und Aus-

zeichnung behandelte; und auch Julchen erfüllte pünktlich ihre aufgetragenen Pflichten und Geschäfte. Nur die Aufsicht über die Vorrathskammer und den Speißschrank führte sie nicht treu. Hier konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, Alles zu kosten, von Allem zu genießen; selbst von den seltensten Gerichten. Bei der großen Haushaltung, der sie vorstand, wo in allen Gegenständen reicher Vorrath hergeschaft, und durch die vielen Gastmähler und die starke Hausgenossenschaft wieder schnell verzehrt wurde, konnte sie dieß Unwesen lange unbemerkt forttreiben; und weil sie ausserdem alle Forderungen ihrer Gebieter befriedigte, so behauptete sie ein vertrauungsvolles Ansehen bei ihnen. Auch die Dienstboten hielt sie unter guter Zucht, aber da sie es mit ihren Arbeiten und mit ihrem ganzen Betragen sehr genau nahm, so waren sie alle der strengen Hausjungfer abhold, und sehnten sich nach einer Gelegenheit, sie um die Gunst der Herrschaft zu bringen. Einst erhielt Herr von Birkenberg von einem auswärtigen Freund eine Straßburger Triffel-

pastete. Es wurden zum Genuß dieser Seltenheit Gäste geladen, und noch mehrere kostbare Gerichte aufgetischt. Daher verzehrte man jene nicht ganz, und die Hausfrau empfahl Julchen den Rest zur sorgfältigen Aufbewahrung. Am folgenden Mittag wurde er wieder verlangt, und Julchen brachte ihn. „Mein Himmel, wer ist über die Pastete gekommen?“ rief Frau von Birkenberg mit Staunen. „Es war ja noch ein viel größeres Stück, was ich Ihnen gestern übergab.“ Julchen erröthete, denn sie war so unklug gewesen, auch hier ihren Gelüsten zu folgen, von der Pastete zu kosten, und da sie ihr behagte, ein bischen viel davon zu naschen. „Ich weis nicht wie — wie mir's geschah“ — stotterte sie endlich hervor, „ich muß gestehen, den übriggebliebenen Theil habe ich leider nicht gleich aufgehoben, und da muß Jemand davon genascht haben — eine Katze etwan, oder vielleicht einer der Bedienten.“ „Nein, Mamsel, fiel hier der treue Johann, der schon viele Jahre im Hause redlich diente und eben jetzt, von Julchen unbemerkt, hereingetreten war, und

ihre kahle Ausflucht gehört hatte, ihr heftig ins Wort. „Nein, Mamsel, unser Eins nimmt nichts heimlich weg, und sollte es ein Apfel seyn, ich würde ihn für einen Diebstahl halten, und für Anton und Ulrich bürg' ich auch; also bitt ich mir aus, daß nicht auf uns gelogen wird." „Nun sey nur ruhig, ehrliche Seele!" versetzte Herr von Birkenberg. Wir glauben schon, daß Alles sicher vor dir ist. Julchen kennt dich nur nicht so lange wie wir, und es ist zu verzeihen, wenn sie dem Nascher auf die Spur zu kommen sucht." „Wollt ihn wohl nennen," murmelte Johann in Bart hinein, und verließ das Speißzimmer. Er hatte nämlich Julchen einmal ertappt, als sie in der Vorrathskammer eine Ananas verzehrte, von welcher Frucht die Herrschaft mehrere Stücke gekauft hatte, wo man aber die fehlende Zahl nicht bemerkte, weil sie jene zierlich aufgeschnitten auf die Tafel liefern mußte, wobei man ihr also nicht genau nachrechnen konnte. — Aber Johann wurmte es gewaltig im Kopfe, daß die Hausmamsel ihn und seine Gefährten der Naschhaftigkeit

beschuldigte, und er verhieß es ihr im Stillen, sie streng zu beobachten, um seinen geheimen Verdacht zu rechtfertigen und die falsche Anklage an ihr zu rächen. Die Gelegenheit hiezu fand sich nur leider gar zu bald. Denn als wieder einmal die Tafel abgedeckt wurde, und Julchen die übriggebliebenen Gerichte in den Speißschrank trug, war sie eben im Begriff, eine Schale mit Aepfel Compote vollends auszuleeren, als Johann, der ihr nachgeschlichen war, sie dabei überraschte. Er lauschte hinter der Thür, und sah, wie sie es nicht dabei bewenden ließ, sondern auch noch ein paar Bissen kalten Kapaun zu sich nahm und bei einem Stückchen Hasen gemächlich das Fleisch von dem Knochen ablößte und verzehrte. Unbemerkt von ihr begab er sich weg in das Zimmer der Herrschaft und sagte: „Wollen Ihro Gnaden die diebische Katze sehen, welche kürzlich die Triffelpastete heimsuchte, so folgen Sie mir, aber leise, damit wir sie nicht verscheuchen.“ Es geschah, und Frau von Birkenfeld entfuhr ein lautes: „Ach!“ als sie Julchen auf oben beschriebene

Weise beschäftigt erblickte. Diese sah schnell um und vor Schrecken entfiel ihr der Teller, den sie gerade in der Hand hielt, daß klirrend die Trümmer auf dem Boden umher sprangen, und wie eine Bildsäule stand sie starr und steif. Auch die Dame, bei welcher Julchen wirklich sehr viel gegolten hatte, war nicht vermögend, sie zur Rede zu stellen. Aber Herr von Birkenfeld nahm das Wort, und versicherte Jene, daß sie Alles Vertrauen verloren hätte, und daß es also gerathener wäre, wenn sie augenblicklich aus einem Haus träte, wo ihr Aufenthalt durch den verdienten Spott der Dienstboten und durch seinen und seiner Gemahlin Unwillen nur unangenehm seyn müßte. Julchen fiel dem Gebieter zu Füßen, und bat händeringend um Verzeihung und Gnadenfrist; auch Frau von Birkenfeld richtete bittend den Blick auf ihren Gatten, allein er blieb bei seinem Willen. Sie mußte sogleich ihren Koffer packen. Lohn und Reise-geld wurde ihr ausgezahlt und ein Fuhrwerk bestellt, das sie in ihre Heimath bringen sollte. Mit strömenden Thränen verließ sie das Haus

und die Stadt, wo ihr ein Glück zu Theil geworden war, dessen sie sich nun selbst beraubte. Als sie ihren Geburtsort erreicht hatte, und ihr der Mutter Handlungsweise gegen sie aufs Neue ins Gedächtniß kam, da rief sie wehmüthig aus: „ach hätte sie bei meinem Fehler doch nicht so viel durch die Finger gesehen, wie wollte ich es ihr danken! da mich hingegen ihre zu große Nachsicht recht unglücklich gemacht hat.“ Eine weitläufige Verwandte nahm Julchen zu sich. Sie lebte von ihrer Hände Arbeit und von des Bruders Unterstützung; hatte aber immer noch mit dem Fehler der Naschhaftigkeit zu kämpfen, da sie ihren Gaumen an solche Dinge gewöhnt hatte, und also oft in Versuchung kam, ihre sauerverdienten Groschen für Obst, Backwerk und überhaupt für bessere Speisen und Getränke zu verschwenden. Nie kam sie dadurch zu etwas Baarschaft, war immer nachläßig in Kleidung, und starb endlich in Armuth. Diese Geschichte beweißt, wie nachtheilig es sey, wenn Aeltern die Fehler ihrer Kinder nicht klar erkennen wollen, wie ein

Mensch, der durch die Finger sieht, und absichtlich die Gegenstände um ihn her nicht so deutlich bemerken will, als es geschehen würde, wenn er frei herum blickte.

Man muß oft ein Auge zudrücken.

Die 10 jährige Lida war die Freude ihrer Aeltern. Gehorsam und zärtlich gesinnt, suchte sie jedes Verlangen derselben zu erfüllen und allen ihren Wünschen zuvor zu kommen. Auch gegen ihren Bruder Alexander, der zwei Jahre jünger und ein etwas wilder Junge war, betrug sie sich sanft und freundlich, so wie gegen alle ihre Freundinnen gefällig und liebevoll.

Der Grundsatz: „leiste gegen Jedermann, was du kannst, und fordere nicht zu viel von Andern;" schien der Maßstab ihrer Handlung zu seyn; und die edelgesinnten Aeltern bestärkten sie darinnen; ihr eigenes Bewußtseyn und die Gegenliebe guter Menschen lohnten sie dafür. Aber es gab oft Fälle, wo sie jenen Grundsatz auszuüben, und viele Nachsicht zu beweisen, Gelegenheit fand. —

So war einst Alexander so unachtsam, eine schöne Tasse, aus welcher sie täglich mit vielem Vergnügen ihr Frühstück genoß, zu zerbrechen. Erschrocken beklagte der Knabe herzlich ihren Verlust. Aber Lida streichelte ihm freundlich die Wangen und sagte: „du bist doch sonst ein gutes Brüderchen; ich will zu deiner Unvorsichtigkeit ein Auge zudrücken. —“ Ein andermal war gerade eine Freundin bei Lida, als Alexander ins Zimmer stürmte und von der Schwester verlangte, sie sollte ihm ohne Verzug über ein kleines Pferdchen ein Fliegengarn aus grobem Zwirn knüpfen. „Laß mich ietzt in Ruhe,“ sagte Lida bittend, sobald ich Zeit habe, will ich deinen Wunsch erfüllen, auch fehlt es mir gegenwärtig an tauglichem Zwirn.“ „Du mußt aber!“ behauptete Jener mit Ungestüm. „Jetzt nicht“ erwiederte die Schwester ruhig. Da vergaß sich Alexander so sehr, daß er mit der Peitsche, die er gerade in der Hand hatte, einen Hieb nach Lida führen wollte. Diese aber wich aus, und schob den sich Sträubenden gelassen

zur Thüre hinaus, die sie hinter ihm verriegelte. „Du wirst doch diese Aufführung deinen Aeltern sagen" äusserte das fremde Mädchen. „Nein," antwortete Lida gutmüthig, „Alexander ist nur heftig, nicht böße." In einer Viertelstunde weiß er von keinem Zorn mehr und er liebt mich herzlich, daher muß und will ich bei seinem Fehler ein Auge zudrücken und ihm verzeihen."

Lida handelte immer sehr rücksichtsvoll gegen ihre Freundinnen. Sie war offen und herzlich gegen sie, und theilte, wenn sie konnte, jede Freude und alles Gute mit ihnen. Nicht immer und nicht alle erwiederten es ihr in dem Grade, als es von ihr geschah. So hatte einst Amalie Reding eine große Mädchengesellschaft, und Lida wurde nicht eingeladen. „Ich begreife nicht, wie sie dich vergessen konnte;" sagte einige Tage nachher eine andere Freundin zu Jener; „an deiner Stelle würde ich es sehr übel nehmen." „Malchen ist ein vorzügliches Mädchen;" erwiederte Lida; „ich kann ihr nichts zur Last

legen. Im Gegentheil erhielt ich erst gestern wieder einen Beweiß ihrer Gefälligkeit. Ich ließ sie bitten, mir ein Buch zu leihen, das sehr kostbar ist, mir aber in meinen Unterrichtsstunden nothwendig war; und ohne Umstände schickte sie es mir sogleich. Daher will ich wegen der erfahrenen kleinen Vernachläßigung gerne ein Auge zudrücken."

Auch gegen die Dienstboten war Lida freundlich und nachsichtig. Einmal sollte zum Mittagessen eine gebackene Eyerspeise, die ein Leibgericht von Lida war, auf den Tisch kommen. Allein sie mißrieth der Köchin vollkommen. Man konnte sie kaum genießen, und die Mutter war im höchsten Grad unwillig darüber. Da bat die sanfte Lida süß und dringend: „Verzeihe es, Mütterchen! Susanna kocht doch ausserdem recht gut, und ist übrigens brav; drücke doch dießmal ein Auge zu; sie wird künftig achtsamer seyn." Frau Granberg küßte ihr Töchterchen herzlich, und gewährte ihr die Bitte um so bereitwilliger, da sie wußte, daß Lida selbst einen Genuß durch die verunglückte Speise verloren hatte,

und dennoch die Magd vor dem wohlverdienten Verweiß zu schützen suchte. Alexander aber ärgerte sich gewaltig über den Vorgang, denn er war immer bei gutem Appetit, und die verdorbene Speise wollte ihm gar nicht munden. Als die Geschwister nach dem Essen alleine im Zimmer waren, sagte er zu Lida: „Höre, du bist zu gut, Schwester! ich, wenn ich dürfte, würde Susannen tüchtig den Kopf waschen; aber da kommst du immer mit deinem beliebigen Sprüchwort: man muß ein Aug zudrücken.“ Er ahmte bei diesen Worten spottend Lida's bittende Stimme nach und setzte noch hinzu: „ich weiß gar nicht, was dieß heißen soll.“ „Nun dieß will ich dir erklären, gieb acht!“ versetzte das Mädchen. „Siehst du, wenn du dein rechtes Auge zudrückst, die Gegenstände auf dieser Seite so gut, als wenn du beide Augen offen hast? probiere es einmal.“ Alexander machte einen Versuch und entgegnete: „nein, ich müßte mich mit dem andern Auge, oder mit dem ganzen Kopf dahin wenden.“ “Nun wohl,“ antwortete Lida, „wenn man also

absichtlich nicht sehen will, was auf einer oder der andern Seite vorgeht, so muß man jenes Mittel anwenden; aber dieß steht in des Menschen freiem Willen, und da es auch von uns alleine abhängt, die Fehler Anderer mit Fleiß nicht zu bemerken, so bedient man sich des erwähnten Ausdrucks, drückt gleichsam das Auge des Geistes zu und sagt bei sich selbst: ich will nicht alles sehen, was ich sehen könnte, ich will Nachsicht gebrauchen." Der Knabe sagte: „Jetzt versteh ich es und will meinetwegen bei dir auch zuweilen ein Auge zudrücken, wenn du mich hofmeisterst." „Stille, stille!" versetzte die Schwester. „Wie oft habe ich bei dir nöthig, alle beide Augen zuzuhalten." „Nun sey nur gut, Schwesterchen," fiel Alexander ein. „Ich weiß schon, daß ich ein wilder Bursche bin, und du bist ein ungemein kluges Mädchen. Aber wir haben uns doch lieb, nicht wahr?" Er fiel Lida um den Hals und küßte und drückte sie mit zärtlichem Ungestüm. Sanft suchte sie sich von ihm loszumachen; und Hand in Hand giengen

darauf die Geschwister in den Garten, der sich an dem Haus befand, um ihre Blumenbeetchen zu begießen. —

Wie nachtheilig es ist, von der Schnur zu zehren.

Ein wackerer Kaufmann, Namens Herbig, hatte durch Fleiß, Rechtlichkeit und Klugheit ein sehr bedeutendes Vermögen erworben; aber sein Reichthum schützte ihn nicht vor Unglück. Frühzeitig verlor er seine Gattin, und die Erziehung seines einzigen Sohns störte seine Ruhe. So lang er klein war, quälte ihn die Sorge, daß die Wärterin das Kind treu verpflegen und jede Gefahr von ihm abwenden möge. Als er aber jener entwachsen war, bemerkte der Vater mit Schrecken, daß auf seine geistige Bildung der Umgang mit den Dienstboten, denen er ihn zu viel überlassen mußte, nachtheilig gewirkt hatte. Der Knabe besaß große Fehler, welche der allzunachgiebige und zärtliche Vater nicht mehr auszurotten im Stande war.

Ernst äusserte ungemein viel Eigenwillen, Widersprechungssucht und Heftigkeit. Alles mußte nach seinem ungestümen Verlangen gehen, und Herr Herbig konnte sehr wenig bei ihm ausrichten, ja, er durfte nur froh seyn, wenn Ernst in den Schranken des kindlichen Anstands gegen ihn blieb. Dieß geschah nun wohl im gewöhnlichen Leben, sobald sich aber etwas ereignete, wobei der Sohn eine entscheidende Stimme zu haben glaubte, da mußte sich der Vater größtentheils nach seinem Willen bequemen. Selten war es, daß beide einerlei Meinung hegten. Herbigs sehnlichster Wunsch bestand darinnen, daß Ernst auch Kaufmann werden möchte, damit die schöne, bedeutende Handlung nicht in fremde Hände käme; allein dieß war ganz gegen die Neigung des Letzteren, und der Vater ließ ihn mit stiller Trauer gewähren. Jedoch nun fragte es sich, welchen Beruf Ernst wählen wollte? Da hatte denn der verzogene Sohn immer einen andern Wunsch! Bald schien ihm die Rechtsgelehrsamkeit angenehm, bald die Baukunst, bald das Forst-

wesen u. s. w. So vergiengen die schönsten Jahre, und Ernst hatte, da er immer nur kurze Zeit Dieß oder Jenes trieb, nirgends gründliche Kenntnisse erhalten. Der Vater starb, noch ehe der Jüngling die Universität verlassen hatte. Unter dem Vorwand, die Erbschaftsangelegenheit zu ordnen, endigte er sein akademisches Leben, ohne es gehörig benützt zu haben. Indessen, was brauchte er viel Wissens? Fand er doch einen großen Reichthum im väterlichen Hause. So dachte Ernst, und beruhigte sich leicht über einige mißlungene Versuche, eine Anstellung zu erhalten, zu welcher man ihn nicht tüchtig befand. Die Handlung wurde verkauft, und er besaß nun ein großes Vermögen; daher glaubte er gar nicht, irgend ein Erwerbsmittel nöthig zu haben. Aber ach! wie täuschte er sich zu seinem bittern Schaden. Er hatte nie sich Etwas versagen gelernt, und seine Freunde und Tischgenossen mißbrauchten überdieß seine Freigebigkeit. Da war nun ein Leben herrlich und in Freuden! Allein es nahm ein trauriges Ende. Die

Quelle, welcher des Vaters Fleiß einen reichen Zufluß verschaft hatte, vertrocknete bei Ernsts Unthätigkeit nach und nach, und ehe er es wähnte, war nichts mehr daraus zu schöpfen. Arm an Gütern, arm am Geist, litt er an Allem Mangel, was das Leben angenehm machen und fristen kann. Noth und Gram zehrten an demselben, und auf seinem frühen Todenbette gab er dem Sohn eines Nachbars, der ihm eine Labung aus der Küche der mitleidigen Mutter brachte, die Warnung: „Kind! nimm dir an mir ein Beispiel, wie unklug ein Mensch handelt, der immer nur von der Schnur zehrt.“ Der kleine Gottlieb fragte bei seiner Nachhausekunft den Vater, was der kranke Mann mit dieser Aeusserung habe sagen wollen? Jener erwiederte: „In den guten alten Zeiten war es Sitte, Gold- und Silberstücke von gleicher Größe und Art zu sammeln, sie mit Henkeln zu versehen, und an Schnüre zu hängen, welche theils als Halsschmuck den Frauenzimmern dienten, theils als Nothpfenninge aufbewahrt wurden. Wer nun in seinem

Vermögenszustande heruntergekommen war, oder weiter keine Einkünfte hatte, also jene Münzen angreifen mußte, von dem hieß es: er lebt oder zehrt von der Schnur. Aber unglücklich ist derjenige zu nennen, fügte der Nachbar des armen Ernst's hinzu, welcher durch eigene Schuld, oder durch Umstände gezwungen ist, dieß Sprüchwort in seiner Handlungsweise zu verwirklichen. Ihm droht das Schicksal unsers nothleidenden Freundes. Darum lerne etwas Tüchtiges, mein Sohn, so hast du dieß harte Loos nie zu befürchten."

Gustchen hat einen Stein im Brett.

Frau Schubert war etwas unpäßlich und zum Arbeiten nicht aufgelegt, da schlugen Hedwig und Agnes, ihre Töchter, ein unterhaltendes Spiel ihr vor. „Gut," sagte die Mutter, „bringt das Dambrett, wir wollen Puff spielen." Es geschah. Hedwig war das Glück nicht hold dabei; immer konnte sie die einfachen Steine, welche der Gegner

herausschlagen darf, mit keinem zweiten verbinden; mußte dann die einzelnen wieder hineinspielen, während Agnes mit allen den ihrigen weiter vorrückte, und endlich das Spiel gewann; denn das Schwesterchen nahm es genau nach der Regel desselben Spiels; kam aber die gütige Mutter an die Reihe, mit Hedwig zu spielen, denn sie wechselten um, so verfuhr sie schonend und ließ dem Leibtöchterchen manchen einzelnen Stein unangetastet stehen, weil ihr widriges Schicksal ihre Theilnahme erregte. Während dessen kam Tante Clara, um sich nach dem Befinden ihrer Schwester zu erkundigen; sie sah der Unterhaltung der Andern eine Weile zu, und als sie dieselbe endigten, sagte sie: „Hier finde ich wirklich das bildlich dargestellt, was ich neulich in einem hübschen Kinderbuche las.“ „O, erzähl es uns, Tantchen, du weißt, wie gerne wir artige Geschichten hören!“ bat Agnes. „Es sey;“ erwiederte Clara. „Ich habe mir ohnehin jenes Buch deswegen leihen lassen, um meinen Mühmchen Manches daraus mitzutheilen. Nun

will ich sehen, ob ihr die Anwendung meiner Erzählung auf die Spielweise Eurer guten Mutter findet: Es war eine zahlreiche Familie, welche sich um die ehrwürdige alte Frau Dorner versammelt hatte. Denn sie lebte bei ihrem Schwiegersohn, der ein Vater von 8 Kindern war; und die gute Mutter und Grosmutter wurde allgemein verehrt. Auch sie liebte innig ihre treffliche Tochter, deren wackern Gatten, und die blühenden Enkel und Enkelinnen. Doch vor allem war eines der Mädchen, die 8 jährige Augusta ihr Herzblättchen. Diese betrug sich aber auch darnach. Sie war ungemein aufmerksam gegen die gütige Matrone; immer strebte sie ihr Freude zu bereiten, bald durch eine kleine Handarbeit, bald durch die schönsten Blumen, die sie auf dem Markt sahe, und für ihr Taschengeld dem Grosmütterchen kaufte, bald durch emsige Geschäftigkeit, mit der sie ihr Dienste zu erweisen, und jeder Mühe sie zu überheben suchte. Nun fügte es sich einmal, daß sich die Greisin mit der lieben Jugend allein zu Hause befand, da die Aeltern zu

einem Besuch geladen waren. — „Kinderchen!“ sprach sie gütig ermahnend, als diese über die Art und Weise, wie sie sich den Abend verkürzen wollten, ziemlich laut verhandelten; „Kinderchen! lustig dürft Ihr schon seyn, nur nicht ausgelassen. Es geht ja bei Eurer Berathung zu, wie auf dem polnischen Reichstag.“ Alle lachten herzlich, und Rosalie, Gustchen und Fickchen beschlossen, mit ihrem Strickzeug sich sittsam dem Grosmütterchen zur Seite zu setzen, und die Brüder alleine spielen zu lassen. Sie thaten es doch nicht lange, so kam der kleine Christel im Namen der andern, und ließ den Schwestern keine Ruhe, sie mußten auf dem Vorplatz mit den Knaben blinde Kuh spielen. Damit unterhielten sie sich eine Weile recht vergnügt. Auf einmal hörte Frau Dorner etwas klirren, und ein allgemeines Klagegeschrei. Erschrocken eilte sie mit dem Licht in der Hand, so schnell sie ihre alten Füße trugen, hinaus, und fand die Bescherung. Die Lampe von Milchglas, welche den Söller erhellte, lag in Stücken auf dem Boden, und

Gustchens neues Hauskleid von geschmackvollem Kattun war mit Oel verschüttet. „Ihr Blitzkinder! was habt ihr gemacht?“ rief die Matrone voll Unwillen und Jammer. Sie liefen auf sie zu, und bestürmten sie mit Bitten um Vergebung und Rath. „Da ist viel zu rathen;“ erwiederte sie, wenn der Schade schon am Tage liegt. Sagt mir nur, wie seyd ihr denn an die Lampe gekommen?“ Alle wollten erzählen, und sich vertheidigen, da forderte die Grosmutter Gustchen dazu auf, und gebot den Uebrigen Stillschweigen. Noch war die Erschrockene mit der Binde um die Stirne angethan, welche sie schnell nach erfolgtem Unfall über die Augen hinaufgeschoben hatte, aus denen schmerzliche Thränen stürzten. Mit schüchterner ungewisser Stimme begann sie: „Ich war die blinde Kuh und hatte den Stab in der Hand, mit welchem ich die Geschwister, die mich neckten, berührte, um sie dann an dem Laut, den sie von sich gaben, zu erkennen. — Im Eifer des Spiels muß ich unbemerkt gerade unter die Lampe zu stehen

gekommen seyn, und als sie mir es gar zu bunt machten, und mich so lange vergeblich rathen ließen, wurde ich endlich böse, hob meinen Stock drohend in die Höhe — und stieß an die Lampe, daß sie zerbrach. — Ach! wie wird Vater und Mutter schmählen, und wie leid ist es mir um mein schönes neues Kleid!" — „Nun sey nur ruhig," versetzte Frau Dorner, sie beschwichtigend. „Was ich gut machen kann, das will ich thun." Es wurde darauf das Kleid untersucht, und gefunden, daß nur der eine Ermel gelitten hatte. Die Grosmutter versprach Zeug zu einem neuen zu kaufen. Ferner mußte die Magd den Oelflecken auf dem Boden mit aller Mühe herauszubringen suchen, und die Lampe wollte Jene mit einer neuen ersetzen. Als die Aeltern zurück kamen, das Möbel vermißten, nahm sogleich die Grosmutter das Wort, und erzählte den Vorfall. — Was sie den andern Geschwistern schon früher sanft verweisend zur Last gelegt hatte, daß sie nämlich Gustchen keinen so langen Stab hätten geben, und sie vor der Nähe der

Lampe warnen sollen, mußte auch jetzt zur Entschuldigung ihres Lieblings dienen, und das Versprechen, den Schaden zu vergüten, wenn Gustchen Verzeihung erhielte, nöthigte die Aeltern, das Mädchen mit einem leichten Verweiß durchkommen zu lassen. „Nun es ist ein wahres Glück, daß Gustchen die Lampe zerbrochen hat;" sagte der schnellzüngige Otto. „Wenn es unser einem widerfahren wäre, der hätte seine tüchtige Tracht Schläge erhalten." „Still! verwieß ihm Rosalie. Wir kommen alle bei der guten Grosmutter nicht zu kurz." „Ja, ja," versetzte Fickchen, „aber ich kann Otto nicht Unrecht geben; Gustchen hat einen Stein im Brett bei ihr; dabei bleibe ich." „Es sey," fügte Wilhelm hinzu, wenn sie nur dadurch jedes Ungewitter immer so glücklich abwenden kann, wie es dießmal der Fall war, dann vergönne ich ihr gerne den kleinen Vorzug, den sie besitzt." — „Das war nett, äusserte Agnes, als Clara geendigt hatte; und ich weiß, liebe Tante, was die Geschichte andeuten soll, aber ich sage dir es

leise ins Ohr.“ Damit flüsterte sie: „Hedwig ist bei der Mutter, wie Gustchen bei Frau Dorner das Leibkindchen.“ — „Närrchen nur im Spiel,“ fiel Frau Schubert, die es doch gehört hatte, ein, und küßte Agnes herzlich. „Ich bin nicht neidisch darüber;“ entgegnete diese. „Du beweißt mir ja auch auf alle Art deine Liebe, Mütterchen.“ Die Tante fuhr fort. „Ist euch auch jetzt die Redensart, welche ich durch meine Erzählung begreiflich machen wollte, ganz klar, ich meine die — einen Stein bei Jemanden im Brett haben?“ „Nun ich denke,“ versetzte Hedwig, „sie beweißt das Gegentheil von der Strenge, mit der die lose Agnes alle meine einzelnen Steine aus ihrem Brett jagte.“ „Freilich,“ versetzte diese; „du hattest desto mehr bei der Mutter, oder mit andern Worten, viel Gunst und Schonung, und fügte sie gutmüthig neckend hinzu: bedarfst du also die meinige gar nicht.“ „Doch, doch,“ wandte Hedwig schnell ein; „ich kann deine Liebe und Nachsicht nicht entbehren.“ Eine herzliche Umarmung sprach

darauf die gegenseitige Liebe der guten Schwestern aus. Die Mutter blickte mit feuchtem Auge auf sie, und Tante Clara lohnte Beide mit einer herzlichen Umarmung. —

Die Sache ist noch im weiten Feld.

Herr von Ulmenberg, ein zärtlicher Gatte und Vater, aber auch ein geschickter Staatsbeamter, welcher der Regierung fast unentbehrlich war, konnte kaum die wenigen Stunden beim Frühstück, Mittag und Abendessen hindurch, den Umgang seiner Familie ungestört genießen, so gehäuft waren seine Geschäfte. Es hegten seine Freunde und die zärtliche Gattin die Besorgniß, daß durch die gewaltige Anstrengung, seine Gesundheit, sein theures Leben leiden könnte, und wirklich überfiel ihn nach einiger Zeit eine nicht unbedeutende Krankheit. Als er sich wieder auf dem Weg der Besserung befand, und an einem Abend im Kreise der Seinigen saß, wiederholten sie ihre Bitte, sich künftig besser zu schonen. „Ich will es;“ antwortete der

Genesende. „Auch werde ich wohl nächsten Sommer eine Badreise machen, und damit diese Erholung ganz ihre Absicht bei mir erreicht, so will ich mich nicht von euch trennen, was mir auf der andern Seite wieder nachtheilige Aengstlichkeit bereiten würde, sondern ihr sollt mich begleiten. Wir miethen im Karlsbad eine Wohnung und leben für uns wie hier, nur noch angenehmer, durch die Entfernung aller Störungen und durch die neuen Genüsse der Natur und Geselligkeit.“ „O welch eine Lust wäre dieß! wie prächtig, wie herrlich!“ riefen die Kinder zusammen, und der kleine Arthur sah sich schon im Geiste im Reisewagen, denn er ahmte auf seinem Stuhl die Bewegung eines Fahrenden nach, und ließ den Postillion tüchtig blasen. Die Mutter gebot ihm Stillschweigen, da des Vaters angegriffener Körper noch immer Ruhe erheischte. Aber mit jener süßen Hoffnung beschäftigten sich die Kinder seitdem sehr oft, und sie war denn der Gegenstand ihrer lebhaften Unterhaltung. Mathilde und Sidonia verabredeten sich schon, was sie von

ihren Kleidungsstücken mitnehmen würden, und legten verschiedene zurück, von welchen sie bis dahin keinen Gebrauch machen wollten; und Arthur hob mehrere Lebkuchen, die er an Weihnachten erhielt, auf, um sie dann als Reisezehrung zu benützen. Indessen erholte sich Herr von Ulmenberg völlig, und der alte Geschäftsdrang kehrte wieder. Aber die Kinder hielten sich fest an des Vaters entworfenen Plan, und bauten viele reizende Luftschlösser, von der Reise und von dem Aufenthalt im Karlsbad. — Allein diese wurden zerstört, ehe sie sich's versahen. Es ergieng nämlich an die Mädchen eine Einladung zu einer Freundin, und die Mutter bestimmte den Anzug der Töchter; jedoch es erfolgten bescheidene Weigerungen gegen einige Stücke derselben. „Warum wollt Ihr denn eure Schleier nicht nehmen?“ fragte Frau von Ulmenberg unter andern. „Jetzt, in der rauhen Merzenluft, sind sie euch am nothwendigsten.“ „Ich will dir sagen, Mütterchen,“ erwiederte die aufrichtige Mathilde. „Wir sind Willens, sie recht zu schonen und

nicht mehr zu tragen, bis wir nach Karlsbad kommen. Sie sind so schön, daß wir dort recht Aufsehen damit machen können.“ „Liebe Kinder! entgegnete die Mutter lächelnd. Auf diese Reise dürft ihr nichts aufsparen; die ist noch im weiten Felde.“ „O das wäre!“ versetzte Jene betrübt.

„Der Vater hat doch nicht seinen Vorsatz aufgegeben?“ — „Fast glaub ich es;“ antwortete Frau von Ulmenberg. „Er fühlt sich wieder kräftig, und seine Arbeiten fesseln ihn mehr als jemals an seinen Wohnort.“ „O weh!“ sagte Sidonie. „Nun ich denke, wir tragen eben wieder unsere Schleier, und die andern zurückgelegten Herrlichkeiten; meinst du nicht, Schwesterchen?“ Mathilde erwiederte seufzend: „Freilich wohl, denn wenn es sich so verhält, wie Mütterchen sagt, dann werden wir und unsere Sachen Karlsbad nicht sehen.“ — Noch an dem nämlichen Tag kramte Frau von Ulmenberg in Arthurs Kommodschubladen, um sich wieder einmal an seiner Ordnung, oder vielmehr von seiner Unordnung zu überzeugen. Da

machte sie nun eine saubere Entdeckung. Mitten unter feiner und gröberer Wäsche lagen zerweichte Lebkuchen, und hatten Hemden, Sacktücher, Strümpfe, Westen u. s. w. ganz braun gefärbt. Eilig rief sie dem Knaben und bewillkommte ihn, als er erschien, mit ein Paar derben Ohrfeigen; indem sie ihm die verdorbene Wäsche zeigte. „Du einfältiger Junge!“ fuhr sie zürnend fort. „Was bewog dich denn, diese Lebkuchen hier aufzubewahren? Längst hätte ich sie in deinem Magen vermuthet. Es sind ja schon 3 Monate vorüber, daß wir Weihnachten hatten, wo du sie erhieltest. Hättest du sie doch verzehrt! Jetzt sind sie nicht mehr genießbar, und die ganze Wäsche darf ich ins Wasser werfen lassen. Wie kommst du denn zu dieser ungewöhnlichen Sparsamkeit? „Ach, ach!“ antwortete Arthur weinend. „Ich wollte die Lebkuchen zu unserer Reise aufheben. Unterwegs, glaubte ich, würden sie mir recht gut zu Statten kommen, und wollte auch Euch von meinem Vorrath mittheilen. O ich hatte mich recht darauf gefreut!“

Frau von Ulmenbergs Unwille verschwand. Mitleidig, doch lachend rief sie: „ach du armer Schelm! du bist durch eine zuvoreilige Fürsorge um den Genuß deiner Lebkuchen gekommen. Frage nur die Schwestern, wenn sie von ihrem Besuche nach Hause kommen, was ich gegen sie geäussert habe. Auch sie hielten für gewiß, was noch sehr zweifelhaft ist, denn die Badreise, lieber Sohn, ist noch im weiten Feld.“ —

Arthur war nun doppelt betrübt. Die Aussicht auf Karlsbad hatte sich verschlossen, und er hatte sich seiner guten Lebkuchen selbst beraubt, denn sie waren — weil sein Kommod an einer etwas feuchten Stelle des Hauses stand — zu Brei geworden. — Die obige, öfters angeführte Redensart aber ist unrichtig zur Gewohnheit geworden. Sie stammt aus Niedersachsen, wo die plattdeutsche Sprache zu Hause ist. In derselben heißt, weit so viel als, weiß; und man sollte also eigentlich sagen: Es ist noch im weißen Feld. Das heißt, wenn das Feld beschneit oder weiß ist, so hat es mit der Aerndte noch gute

Zeit. Demnach zeigt jenes Sprüchwort immer eine weit aussehende Sache an.

Er ist nicht auf den Kopf gefallen.

Herr Lentner war ein gelehrter Professor auf einer hohen Schule, ein reicher geachteter Mann, der in sehr glücklichen Verhältnissen lebte. Wenn er aber auf seine Kindheit und Jugend zurückblickte, so vergegenwärtigte sich ihm in seinem Schicksale, Armuth, Mangel und Niedrigkeit. Seine Aeltern besaßen Nichts, als eine Hütte und eine Ziege, und ihr Beruf war, im Wald Holz zu spalten. Aus Milch, Kartoffeln und schwarzem, oft trocknem Brod, bestand Hänschens Nahrung, und seine damalige Bestimmung führte ihn auf Wiesen und Raine, wo er sie grasen ließ, und dabei seinen sinnigen Betrachtungen über Welt und Menschen nachhieng; wo ihm oft die Sehnsucht mehr zu wissen und zu verstehen, Thränen ins Auge lockte; zuweilen bließ er auch manches Liedchen auf seiner Hirtenflöte; und die sanften Töne derselben bereicherten

sein Gemüth mit ähnlichen Gefühlen. Er machte überhaupt von den Gefährten seines Standes und Alters eine rühmliche Ausnahme; war sittsam und bescheiden, und seinen Aeltern in Gehorsam unterthan. —

Einst fand er auf dem Weg ein Zeitungsblatt; und der Wunsch, sich mit dem Inhalt desselben bekannt machen zu können, wurde ungemein lebhaft in ihm. Lange betrachtete er es nachdenkend, und steckte es endlich mit dem Vorsatz in die Tasche, den Wirth im Dorfe, den Einzigen, der lesen konnte, um Unterweisung zu bitten. „Ich habe keine Zeit, Junge, dir das Alphabet einzubläuen. Mit dir müßte man sich derb plagen, pack' dich fort!" fuhr ihn Dieser unfreundlich an. Zurückgeschreckt wollte sich Hänschen wieder entfernen, da winkte ihm ein ganz unbekanntes, gutgekleidetes Mädchen, das eben einen Krug Bier geholt hatte. Er folgte ihr, und erfuhr, daß sie die Tochter einer Witwe sey, welche erst seit ein Paar Tagen ins Dorf gezogen war. Trudchen versprach, dem Knaben ein Bilderbuch zu leihen, worinnen er das

Alphabet lernen könne. „Komm nur mit mir;“ sagte sie. „Du sollst gleich eines erhalten. Freudig begleitete sie Hänschen zu ihrer Wohnung, wartete aber bescheiden an der Hausthüre, bis das Mädchen ihm die hübsche Fibel herauslangte. „Recht schönen Dank!“ rief der Beglückte, und barg, gleich einem Schatz, das kostbare Büchlein unter sein Jäckchen auf der Brust. Nun trug er es immer und überall bei sich, und wenn er mit seiner Ziege im Grase lag, so zog er es hervor, ergötzte sich an den schönen Bildern, und zerplagte sich, um nur eine entfernte Möglichkeit zu finden, selbst lesen lernen zu können. Aber weil er gar keinen Begriff davon hatte, so half all sein Nachsinnen nichts; denn der Buchstaben Namen und Bedeutung konnte er nicht alleine herausfinden, da faßte er nach einigen Tagen den Muth, zu dem gefälligen Mädchen zu gehen, und sie um Beistand zu bitten. Er schlich einigemal an dem Häuschen, wo sie wohnte, vorüber, und hoffte, sie am Fenster zu sehen, denn geradezu hinzugehen, dazu war er zu schüchtern;

allein Trudchen war nicht zu erblicken. Darauf setzte er sich der Wohnung gegenüber auf einen Rasenhügel, den ein Birnbaum beschattete, und blätterte in der Bilderfibel. Endlich gewahrte ihn Frau Böttger, Trudchens Mutter, und erkannte das Buch, als das Eigenthum ihres Töchterchens. Sie öffnete das niedere Fenster, und rief Häuschen mit ernster Stimme zu: „Junge, sprich, wie kommst du zu diesem Büchlein?“ Mit pochendem Herzen trat Jener näher und sagte bittend: „Ach zürnt nicht, liebe Frau! Ein freundliches Mädchen, ich glaube, sie ist eure Tochter, hat es mir gegeben. Da ist sie!“ setzte er freudig hinzu; denn eben trat Trudchen ins Zimmer. Als sie Häuschen mit der Fibel in der Hand erblickte, rief sie: Ey warum bringst du mir denn das Buch schon wieder? Hast du denn das Lesen so geschwind gelernt?“ und zu Frau Böttger gewandt, sprach sie: „sey nicht böse, Mütterchen! der arme Junge hat so große Lust etwas zu lernen. Da gab ich ihm dies Büchlein, in dem du mir lesen gelehrt hast.“ „Ja so ist es, fiel der Knabe ein; aber du

lieber Gott! ich habe Niemanden, der mir die Zeichen erklärt, da wollte ich dich eben bitten, mir diese Wohlthat zu erweisen." Frau Böttger äusserte gegen Trudchen halb leise: „Wie konntest du denken, Närrchen, daß er ohne Anweisung alleine mit dem Buch zurecht kommen kann. Hättest du mir es gleich gesagt, so würde ich dir einen andern Vorschlag gemacht haben." „Und welchen?" fragte Trudchen begierig. „Den," erwiederte die Mutter; „den Knaben selbst in die Lehre zu nehmen." Das Mädchen versetzte hocherfreut: „Dieß ist recht freundlich von dir gedacht Mütterchen! führe den schönen Entschluß aus; und laß es mich ihm gleich verkündigen, ich bitte, bitte!" Frau Böttger gab es zu, und Trudchen wandte sich wieder gegen Häuschen mit den Worten: „Komm herein, armer Junge! die Mutter will dich lesen lehren." Jener schlug fröhlich die Hände zusammen, und sagte: „O laßt mich geschwind nach Hause eilen, und Vater und Mutter die frohe Bothschaft bringen; ich bin gleich wieder bei Euch." Er lief, was

er konnte, hinweg, ehe noch Frau Böttger zu fragen vermögend war, wem er eigentlich angehöre. Bei seiner Zurückkunft erfuhr sie aber seinen Stand und seine Armuth, so wie seinen Sinn für geistige Ausbildung, und seine heftige Sehnsucht darnach. Die wackere Frau wurde durch des Knabens ungeschminkte Erzählung im Innern bewegt, und Trudchen vergoß heimlich Thränen über sein hartes Schicksal. Doch Hänschens Glück war nun gemacht. Täglich durfte er mehrere Stunden bei der menschenfreundlichen Witwe zubringen, wo er den Grund zu seiner künftigen Gelehrsamkeit legte. Frau Böttgers Gatte war ein Schullehrer, und sie sebst von guter Herkunft, daher besaß sie nicht gemeine Kenntnisse, und ihre Tochter, die 9 jährige Gertrude, hatte schon bei der Mutter fertig lesen, schreiben, auch etwas rechnen gelernt, so wie noch manche nützliche Vorkenntniß sich erworben. Hänschen, der schon 12 Jahre zurückgelegt hatte, sah ein, wie viel geschickter Trudchen sey, und dieß verdoppelte den eigenen Eifer, bald etwas zu leisten. —

„Der ist nicht auf den Kopf gefallen;“ sagte Frau Böttger, als sie ihm das erste Mal Unterricht gegeben hatte, und dieß Urtheil konnte sie mit Recht wiederholen, so oft Hänschen von ihr gieng, denn jedesmal fand sie ihn bedeutend fortgeschritten. Nun kam einstmals ein Vetter der Frau Böttger auf Besuch zu ihr, und war zugegen, während Hänschen Lesestunde bei ihr hielt. Des Knabens freimüthiges Benehmen, seine ungetheilte Aufmerksamkeit, seine Wisbegierde gefiel dem Fremden. Er erkundigte sich genauer nach dem Knaben, und da er reich und kinderlos war, so beschloß er, Jenen an Sohnesstatt anzunehmen. Es wurde mit Hänschens Aeltern der Vertrag abgegeschlossen, und so ungerne er sie verließ, war doch der Drang nach Kenntnissen so unwiderstehlich in ihm, daß er zwar mit Thränen, doch auch mit süßen Hoffnungen sich von Vater und Mutter losriß. Schwer wurde ihm ebenfalls der Abschied von seiner Wohlthäterin und seiner ersten Freundin, dem gutmüthigen Trudchen. „Nie, nie ver-

geß ich Euch, was Ihr mir erwiesen habt!“ sagte er schluchzend; „aber Ihr sollt gewiß immer nur Gutes von mir hören;“ und so war es auch. Frau Böttger erhielt nach einigen Monaten einen Brief von ihrem Verwandten, in dem er schrieb: „Sie haben Hänschen richtig beurtheilt, als Sie gegen mich äusserten: Er sey nicht auf den Kopf gefallen. Der Jüngling macht Riesenschritte, er wird bald alle Schüler seines Alters übersprungen haben, und beträgt sich tadellos.“ Solche Zeugnisse kamen immer von Hänschens Pflegvater in dessen Heimath. Frau Böttger freute sich aufrichtig darüber und der arme Taglöhner dankte mit seinem Weibe der wackern Witwe mit Thränen für ihre Mitwirkung zu ihres Sohnes Wohlfahrt. Dieser studirte die Rechtswissenschaft, erhielt bald obenerwähnte ehrenvolle Anstellung, holte sich Trudchen zur Gattin und kam auf diese Weise zu Ehre und Glück. Als Frau Böttger ihre Kinder das erste Mal an dem Ort ihrer Bestimmung besuchte, sprach sie freudig bewegt zu ihrem

Tochtermann, indem sie ihn lächelnd auf die Schulter klopfte: „Hatte ich nicht recht als ich von dir sagte: der Junge ist nicht auf den Kopf gefallen?“ —

Aber woher rührt wohl diese Redensart? fragen vielleicht die lieben kleinen Leser? Darauf antworte ich; manche traurige Erfahrung beweißt, daß Kinder und Erwachsene, welche hart auf den Kopf gefallen waren, das Unglück hatten, an ihren Seelenkräften zu verlieren. Wer nun eine leichte Fassungskraft, ein gutes Gedächtniß und eine tiefe Einsicht besitzt, der kann durch solch einen traurigen Vorfall nicht an dem freien Gebrauch dieser geistigen Gaben gehindert worden seyn, und es läßt sich daher jener Ausdruck auf ihn anwenden.

Er schlägt über die Schnur.

Wie schön ist es, wenn man in allen Dingen Maß und Ziel zu halten vermag, wenn man es in der Selbstbeherrschung so weit gebracht hat, daß man sich in keiner

Hinsicht zu viel erlaubt. Geschieht aber das Gegentheil, so wird von solch einem Menschen öfters gesagt: Er schlägt über die Schnur. Die Redensart rührt von einer Volksergötzlichkeit, vom Wettrennen her. Bei diesem Spiel wird ein großer freier Platz mit einem Seil oder einer Schnur umspannt; die Pferde mit ihren Reutern stehen neben einander und sprengen, auf ein gegebenes Zeichen alle zugleich nach einem Ziel, im Kreise fort. Die muthigen Rosse können es aber oft kaum erwarten, bis sie ihren Lauf beginnen, stampfen und hauen mit den Füßen, und schlagen auch nicht selten über die gezogene Schnur hinaus. — Wer also mit leidenschaftlicher Heftigkeit die vorgeschriebene Gränze nicht achtet, wie es oft hier von den Pferden geschieht, von dem heißt es: er schlägt über die Schnur. Vor diesem Fehler bewahrt uns die schöne Tugend der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit; in welcher man sich aber schon frühzeitig üben muß, um ihren Segen das Leben hindurch genießen zu können. Wie leicht läßt

sich ein junges Bäumchen gerade ziehen, wenn man nicht versäumt, ihm bald einen sichern Pfahl zu geben, und überhaupt desselben fleißig wartet und pflegt. Wächst es aber auf ohne Stütze und Aufsicht, so ist gar oft Verkrüpplung die Folge, welche späterhin nicht mehr zu heilen ist; so gieng es Oskar. Er war ein Knabe von sehr guten Anlagen, voll Feuer und Leben, aber eben diese lebhafte Gemüthsart hätte viele Sorgfalt bedurft, um sie in Schranken zu erhalten, und zum Guten zu leiten. Dieß war jedoch nicht bei ihm der Fall. Der Vater, ein Geschäftsmann, konnte sich seiner Erziehung nicht widmen; und Mutter, Tante und Schwester waren nicht fähig den Feuerkopf zu zügeln. Da ließ er sich denn gehen, wie er wollte, und schweifte in Allem aus, sowohl in der Freude, wie im Schmerz, sowohl in Genuß und Vergnügen, als selbst auch bei der Arbeit. — „Du wirst deine Augen verderben;" warnte ihn öfters die Mutter, wenn er in seiner fleißigen Laune vom frühen Morgen bis zum späten Abend

schrieb und las, und selbst im Dämmerlicht nicht aussetzen wollte. War er dagegen zu Spiel und Tand aufgelegt, so nahm er sich oft zum Essen und Trinken nicht viel Zeit, um nur bald wieder zu seinem Vergnügen zu kommen. Aber ein andermal übernahm er sich bei dem Genuß der Speißen so sehr, daß er lange die Folgen im Magen fühlte. Wurde ihm ein lebhafter Wunsch erfüllt, so war seine Freude ausgelassen; mußte er auf eine genährte Hoffnung verzichten, so glaubte man, er wolle verzweifeln. Kurz, er blieb nie in den gezogenen Schranken, sondern hieb oft über die Schnur. Dieß hatte aber traurige Folgen. Seine Lebhaftigkeit wurde mit der Zeit Leidenschaft, die er nicht mehr bemeistern konnte, sondern die ihn beherrschte; und da seine körperliche Beschaffenheit zu den schwächern gehörte, so unterlag seine Gesundheit der Unmäßigkeit und ungeregelten Lebensweise, und ein früher Tod machte seinem Daseyn ein Ende. Wer ihn kannte, beklagte ihn wegen seiner übrigen guten Eigenschaften, und ein alter Diener des Hauses,

der bei seiner Beerdigung zugegen war, seufzte ihm in die Gruft nach: „Schade für dich, armer Jüngling! Hättest du nicht so oft über die Schnur gehaut, so lebtest du heute noch frisch und gesund.“ —

Kinder! überschreitet nie die von der Sittlichkeit gezogene Gränze. —

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Sophie und Emilie, zwei Schwestern von 8 bis 10 Jahren, kannten keine größere Freude, als Wohlthun. Sie bestimmten einen großen Theil von ihrem Taschengeld zu Almosen, und wöchentlich rief ein festgesetzter Tag eine bedeutende Anzahl armer Leute an ihr Fenster, wo jeder seine bestimmte Gabe erhielt. Oft begleitete diese noch ein Geschenk an Nahrungsmitteln oder Kleidungsstücken, wenn irgend eine ausserordentliche Gelegenheit, (wie z. B. ein Namens- oder Geburtstaggeschenk, u. s. w.) die guten Kinder und ihre Kasse in den Stand setzte, die gewöhnliche Spende auf erwähnte Weise zu

vergrößern. Die Aeltern der Mädchen waren begütert, beförderten und befriedigten den menschenfreundlichen Hang ihrer Töchter, so viel sie konnten, und Letztere wurden im ganzen Ort die mildthätigen Engel genannt.

Als sich einmal wieder die Weihnachtszeit nahte, beschlossen die Schwestern, die Kinder, welche sich auch unter den wöchentlichen Empfängern ihrer Almosen befanden, durch eine Bescherung zu erfreuen. Sie erbaten sich von der Mutter die Erlaubniß, ihre Pflichtarbeiten eine Zeitlang aussetzen und für jenen Zweck unter ihrer Aufsicht Allerlei verfertigen zu dürfen. Frau Herfeld bewilligte es, und nun wurde an Hemden, Strümpfen, Schürzen, Halstüchern u. s. w. um die Wette genäht und gestrickt; auch späterhin Bücher, Spielzeug, Obst und Zuckerwerk eingekauft, und am Weihnachtsabend bereiteten Emilie und Sophie mit himmlischer Freude den armen Kleinen ein großes Fest. Sie schmückten den Gipfel eines Tannenbäumchens mit vergoldeten und versilberten Nüssen, mit rothbackigen Aepfeln, mit Engeln in

goldenen Gewändern und Zuckerstückchen aller Art. Um das Bäumchen herum lagen die hübschen Geschenke, und Alles war mit vielen, vielen Wachskerzchen erleuchtet.

Längst schon hatten die armen Kinder sich eingefunden, und waren in der Gesindestube von der milden Frau Herfeld mit Kaffee und weiß Brod erwärmt und gesättigt worden. Endlich hatten ihre jungen Wohlthäterinnen Alles geordnet, und die schellende Klingel rief die Harrenden in das Bescherungszimmer. Welcher blendende Glanz strahlte ihnen entgegen! Welche Herrlichkeiten erblickte ihr Auge! Schüchtern standen sie von Ferne und weideten sich an dem ungewohnten, aber köstlichen Anblick; Emilie und Sophie ergriffen sie darauf paarweise, führten sie an die für sie bestimmten Plätze und beglückten sie mit der Zusicherung, daß ihnen Alles gehöre; auch durften sie das Bäumchen ihrer Zierde berauben und sich in dieselbe theilen. — Doch wie verschiedenartig war das Betragen der Kinder! Einige stürzten fast gedankenlos auf die schönen Sachen hin, Andere griffen

gierig zu, und packten Alles mit ängstlicher Hast durch einander in Schürze oder Mütze, welches beides, wie ihr ganzer Anzug, von Schmutz strotzte. Drei aber unter ihnen, 2 Mädchen und 1 Knabe, warteten bescheiden, bis sie die Aufforderung erhielten, ihr Eigenthum sich anzueignen. Dann legten sie Alles ordentlich zusammen und packten es vorsichtig und sorgsam in ein Körbchen, das sie mitgenommen hatten. Beim Weggehen dankten einige mit plumpen Worten und Gebehrden und eilten zur Thüre hinaus; Andere wollten ganz ohne Dank sich entfernen, aber die Höflicheren erinnerten sie unwillig an ihre Pflicht, worauf sie scheu umblickten und mit einem stummen Kopfnicken die Ermahnung der Gesittetern befolgten, welche treuherzig den holden Geberinnen und ihrer edlen Mutter die Hand drückten, und so warm als möglich ihre dankbare Freude auszusprechen suchten. — Als Frau Herfeld mit Emilie und Sophie wieder alleine war, äusserten sich Letztere über das ungleiche Benehmen der armen Kinder, und die Mutter erwiederte: „Gewiß

sind die Aeltern dieser Knaben und Mädchen ihnen ähnlich, denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamme." „Was heißt denn dieß?" fragte Sophie, die jüngere Schwester. Jene antwortete: „Das Kind stammt von den Aeltern, wie der Apfel vom Baum; und selbst im Herabfallen entfernt sich die Frucht nicht weit von ihm; somit zeigt jene Redensart die Aehnlichkeit der Gesinnungen, des Betragens und der Lebensweise zwischen Aeltern und Kindern an, wenigstens im Allgemeinen; denn es giebt auch Ausnahmen, jedoch mehr in dem traurigen Fall, daß der Sohn oder die Tochter eines würdigen Vaters, einer braven Mutter, oft durch Verführung oder natürlichen Hang zum Bösen verleitet werden. Aber solche unglückliche Kinder nennt man ausgeartete, in welchen sich der angeborne gute Keim nicht entwickelte, sondern durch muthwillige Zerstörung verdarb und eine verdorbene, verkrüppelte Frucht aus ihm wurde. — Die erwähnte Redensart wird jedoch größtentheils bei unmoralischen oder ungebildeten Menschen gebraucht, wo

gleichsam von einem schlechten Stamm, keine andern als schlechte Früchte entstehen können, welche oft vor der Zeit der Reife ohne Kraft und Geschmack abfallen, und von der Untauglichkeit des Baums den sprechendsten Beweis geben. Von der Wahrheit dieser Behauptung sollt ihr euch noch heute überzeugen. Ich habe mir vorgenommen, den Aeltern der armen Kinder zur Feier des Weihnachtsfests eine bessere Mahlzeit zuzuschicken, und ihr sollt mit der Magd das Nöthigste ihnen bringen. Wenn ihr bei dieser Gelegenheit in das Innere ihrer Hauswesen blicken werdet, dann findet ihr gewiß, daß ich Wahrheit sprach.“ — Die Kinder freuten sich innig, wieder mit vollen Händen in den Hütten der Armuth erscheinen zu dürfen, und machten sich so bald als möglich in Begleitung der Dienerin auf den Weg. Der Vorhersagung der Mutter eingedenk, äusserte Sophie: „Laß uns zu den Aeltern der tölpischen und unreinlichen Kinder zuerst gehen, und die bessern auf die letzte sparen.“ Es geschah; und welche Erfahrungen machten

sie hier! Sie fanden in der ersten Wohnung eine solche verdorbene Luft, eine solche Unsauberkeit und Unordnung, daß sie mit möglichster Eile ihre Gaben einhändigten und schnell sich wieder entfernten. Emilie bemerkte aber doch während des kurzen Aufenthalts im Zimmer, daß des einen Mädchens Schürze, welche sie erst vor einigen Stunden von ihnen erhalten hatte, auf dem nassen schmutzigen Tisch lag, und daß von den Aepfeln und andern genießbaren Gegenständen, an welchen die Kinder noch gierig zehrten, nicht mehr Viel vorhanden war. Das neue Hemd des Knabens aber ergriff bei ihrem Eintritt die Mutter statt eines Putzlappens, reinigte den Tisch damit, und wurde erst dann ihren Irrthum gewahr, als schon das ganze Hemd über und über nicht mehr weiß war, sondern eine gelbe, graue und schwarze Farbe dadurch bekommen hatte. — Wie froh waren die Kinder, als sie der fatalen Wirthschaft den Rücken kehrten! — Sie suchten nachdem eine zweite arme Familie auf, und fanden die Aeltern

so roh und ungeschliffen, wie es die Kinder waren, welche ohne Dank und Freude die Weihnachtsgeschenk hingenommen hatten. Jene empfiengen nun auch die Gabe der Milde mit so viel Gleichgültigkeit und mit so kurzer Dankeserwiederung, daß selbst die Magd, als sie auch hier ihren Auftrag schnell ausgerichtet, und diese Leute verlassen hatten, sich über das Betragen derselben gewaltig entrüstete, und versicherte: „Diese Undankbaren sollten mir Nichts mehr bekommen, wenn ich Etwas zu sagen hätte.“ Sophie war auch ihrer Meinung, aber die sanfte Emilie wandte den Spruch aus dem heiligen Bibelbuch ein: „Gott läßt seine Sonne über Gute und Böse aufgehen; also — setzte sie hinzu, sollen die Menschen bei ihren Wohlthaten auch keinen so strengen Unterschied machen.“ „Aber die Mutter hat Recht,“ versetzte Sophie. „Wie die Kinder, so die Aeltern, und das Sprüchwort, das Mütterchen anführte, hat auch Recht. Wie heißt es Milchen?“ — Diese erwiederte: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.“

und fügte hinzu: „Nun wollen wir sehen, ob es bei unsern höflichen und wackern Kindern auch eintrifft. Mich dünkt, wir sind hier der Beschreibung nach an ihrer Wohnung.“ Bei diesen Worten standen sie an einem niedrigen Häuschen, in welches sie mit gespannter Erwartung traten. Gleich linker Hand zu ebener Erde, fanden sie die Thüre in das kleine Stübchen, wo Vater und Mutter, nebst Suschen, Gretchen und dem kleinen Tobias um einen Tisch herum saßen, der weiß und sauber gescheurt war, so wie die Stühle und die Bank an der Wand, und um den glänzenden grünen Ofen herum. Die ärmliche Kleidung der Bewohner war reinlich, eben so die irdene Schüssel, die mit Milch gefüllt vor ihnen stand, und die blechernen Löffel, mit welchen sie herausschöpften, glichen blankem Silber. Beim Eintritt der Mädchen sprangen die Kinder auf, und mit dem lauten Freudenruf ihnen entgegen: „O unsere lieben herzigen Wohlthäterinnen!“ Sie zogen diese dann zu einem alten aber gutgehaltenen Schränkchen, worein

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

sie die erhaltenen Kleidungsstücke, Tobias Pferdchen, der Mädchen Bilderbücher, alles Obst und Zuckerwerk in größter Ordnung aufgehoben hatten, und nun frohlockend ihnen zeigten. Die Aeltern waren auch hinzugetreten und äusserten gerührt ihre Dankbarkeit für das reiche Christgeschenk. „Eure Kinder verdienen diese kleine Gaben;“ erwiederte Emilie, „sie gehen sauber und sparsam damit um, und beweisen uns, daß unsere Absicht, ihnen Freude zu machen, erreicht ist.“ Der Vater versetzte: „O gewiß, sie sollen und werden lange daran haben, und immer dabei recht dankbar Ihrer gedenken.“ Unterdessen hatte Sophie der Magd den Korb aus der Hand genommen, und seinen Inhalt auf den Tisch ausgelegt. Er bestand, (wie es auch die andern Familien erhalten hatten) in einem Laib kräftigen Hausbrodes, in einem großen Stück ungekochtem Fleisch, in einem Sack Reiskörner, und in etwas Kaffee und Zucker. „Dort seht hin,“ sagte Emilie, als die Schwester mit dem Auspacken der Sachen zu Ende war; „dieß Alles schickt Euch unser

liebes Mütterchen. Ihr sollt euch damit frohe Feiertage machen.“ „Ach! das ist zu viel, zu viel! Gottes Segen über Sie und Ihre gütigen Aeltern! Wir wollen recht fleißig für Sie beten!“ erwiederten die armen Leute. Die Kinder näherten sich auch dem Tisch, und beschauten und untersuchten neugierig die erhaltenen Gaben. Dann giengen sie unaufgefordert zu Sophien und Emilien, küßten ihnen die Hände, und stimmten in Dank und Segenswünsche der Aeltern ein.

Hatten die Schwestern in den ersten Wohnungen geeilt, bald wieder fort zu kommen, so konnten sie sich hier von diesen gutmüthigen und gesitteten Armen gar nicht trennen. Gerne erfüllten sie ihre Bitte, nahmen Platz unter ihnen am reinlichen Tisch, kosteten sogar ihre Milchsuppe, und erkundigten sich im langen Gespräch nach dem Schicksal der Familie. Sie erfuhren, daß unverschuldetes Unglück diese in Armuth gestürzt, Tugend aber und Frömmigkeit sie darinnen getrost und zufrieden erhalten haben. Die Gesinnungen der Aeltern giengen durch

Lehre und Beispiel auch auf die Kinder über, und Emilie und Sophie fanden wiederholt der Mutter Behauptung gegründet: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“

Sie streiten um des Kaisers Bart.

Karls Geburtstag war erschienen. Seine liebevollen Aeltern hatten zur Feier desselben eine Gesellschaft guter Freunde eingeladen, und die Knaben belustigten sich so wohl im Haus, als im Hof auf fröhliche Weise, und lange herrschte das friedlichste Einverständniß unter ihnen. Was Einer wollte, war Allen recht, und die Spiele wechselten nach einstimmiger Meinung. Zuerst bildete der kleine Haufe eine Compagnie Krieger, und der gefeierte Geburtstäger wurde zum Hauptmann gewählt. Er prangte mit dem erhaltenen neuen Säbel, und theilte Flinten, Patrontaschen, den türkischen Mond mit den hell klingenden Cymbeln, und die lärmende Trommel unter seine kleinen Freunde. Wo die wirkliche Bewaffnung nicht zureichte,

mußten Stäbe und Stöcke die Stelle derselben ersetzen. Karl hielt gute Mannszucht und konnte sich einer willigen Unterwürfigkeit, eines pünktlichen Gehorsams seiner Soldaten erfreuen. Als genug commandirt und exercirt war, vertauschten sie das Soldatenspiel mit dem Ballschlagen; dann wollten sie nach ihrer Verabredung Reife treiben und am Abend in den unterhaltenden Büchern lesen, welche Karl auch als Geburtstagsgeschenk erhalten hatte.

Mitten in ihrer Freude kam noch ein Gespiele, der in dem Ruf eines zanksüchtigen Knabens stand. Nur aus Rücksichten gegen seine Aeltern war die Einladung auch an ihn ergangen, die er Anfangs ausschlug, und worüber sich aus obigem Grund die Andern leicht trösteten. Allein das Hinderniß war gehoben und Hypolit erschien doch. Fast mit seinem Eintritt schwand sogleich der Friede. Er verwarf Alles, womit sich die Kinder die Zeit vertreiben wollten. Im Ballschlagen hatte er keine Fertigkeit, das Reiftreiben war ihm zuwider und das Lesen hielt er für

ganz langweilig. Anfangs gab man ihm freundlich nach, und wählte nach seinem Willen das Versteckens- und Handwerkers-Spiel. Allein auch in diesem bewieß er seine Unverträglichkeit. Bald wollte er Meister, bald Geselle seyn, bald machten ihm seine Gespielen das Errathen ihres Handwerks zu leicht, bald zu schwer; und beim Verstecken beschwerte er sich grämlich und weinend über die wenigen passenden Plätzchen des Hof's, in denen er sich verbergen könnte. Die meisten Knaben bekümmerten sich nicht viel um ihn, oder lachten ihn aus. Einer aber unter ihnen, er hieß Ernst, der Hypolit am ähnlichsten war, fand sich leicht von diesem beleidigt, und stritt sich oft mit ihm herum.

Als es dunkel wurde, und sich die Kinder ins Zimmer begaben, fanden sie auf dem großen runden Tisch einen Teller getrocknetes Obst, welchen Karls Mutter hingestellt hatte, und nun der kleinen Gesellschaft den Vorschlag machte, ein Kartenspiel vorzunehmen, und die Gewinnste mit jenen Früchten zu bezahlen. Dieser Gedanke fand Beifall und

wurde ausgeführt. Ernst erhielt zufällig neben Hypolit seinen Platz, und nun begann zwischen ihnen abermals der Unfriede. Keiner spielte dem Andern nach Wunsch. Immer gab es Vorwürfe und Tadel. Am Ende fand es sich jedoch gewöhnlich, daß Beide gefehlt hatten. Hypolit gefiel es wieder nicht lange. Er bestand darauf, das Obst auszutheilen und zu verzehren. Es geschah, und dann beschloß man, den Abend vollends zu verplaudern. Das Gespräch fiel unter andern auf die Neigungen und Wünsche der Knaben, und diese schweiften oft in das Unmögliche aus. Hypolit äusserte, sein sehnlichstes Verlangen wäre, einmal eigene Equipage halten zu können; auch Ernst versicherte dasselbe, und nun bestimmten die Knaben schon, wie die Kleidung ihrer Kutscher und Bedienten, die Farbe und Gestalt ihrer Wägen beschaffen seyn mußten. Da waren denn Beide gar verschiedener Meinung. Jeder aber behauptete die seinige mit solcher Heftigkeit, daß sie endlich in höchsten Zorn geriethen, und sich vielleicht in die Haare ge-

fallen wären, hätte nicht die Dazwischenkunft des Hauslehrers dem Streit ein Ende gemacht. Auf seine Frage: was denn gäbe? erzählte Karl mit seiner gewöhnlichen Offenheit den Vorgang. „O ihr thörigten Knaben!" rief Herr Ehrenberg. „Ihr streitet wahrhaftig um des Kaisers Bart. Wartet doch erst, bis ihr erwachsen und dann im Stande seyd, eigenes Fuhrwerk zu halten. Seyd klug und friedlich, und verderbt euch nicht selbst den Abend, den ihr vergnügt verleben könnt. Kommt, ich will Etwas mit euch spielen, so vergeßt ihr eure gefährlichen Luftschlösser." Frohlockend umringten die Knaben den freundlichen Mann, der sich in ihre Mitte setzte, und die fernern Spiele angab und leitete. Seine Gegenwart hielt auch die Unverträglichen im Zaum, und heiter schied nach ein paar Stunden die kleine Gesellschaft auseinander. Als sich Karl mit seinem Lehrer allein befand, sagte er: „Sie äusserten vorhin bei dem Streit zwischen Ernst und Hypolit, daß sie sich um des Kaisers Bart zankten. Ich habe

lange darüber nachgedacht was dies heißt, kann aber nicht auf den Grund kommen." Jener erwiederte: „Das glaub' ich wohl, aber ich will dir so gleich eine Erklärung dieser Redensart geben, lieber Karl. Kaiser Maximilian II., welcher von 1564 an, 12 Jahre regierte, soll einen so ungeheuer langen Bart gehabt haben, daß derselbe wie ein Wunder angestaunt wurde. Er reichte bis auf die Erde, konnte davon wieder bis weit über den Gürtel hinaufgebogen und um einen Stock gewickelt werden. Natürlich war diese ausserordentliche Erscheinung ein Gegenstand, über den nah und ferne viel gesprochen wurde. Da wollte nun mancher die Farbe, ein anderer die Stärke des Bart's bestimmen, und Keiner wußte oft die Sache genau und richtig. Dadurch entstand mancher Streit, der sehr unnütz war, weil Niemand dabei verlieren oder gewinnen konnte; und von dort her sagt man von jedem Zwist, der um geringfügige, gleichgültige oder gar unmögliche Dinge entsteht, wobei Niemand Recht hat, und weder Vortheil noch Nachtheil dadurch

erlangt: sie streiten um des Kaisers Bart.“ Karl versetzte: „Ja, ja, dieß war wirklich auch der Fall bei den beiden Zänkern, welche mir bald meine ganze Geburtstagsfreude verbittert hätten, wenn Sie, lieber Herr Ehrenberg, nicht dazu gekommen wären, und sich um unser Vergnügen verdient gemacht hätten. Tausend Dank dafür! ich will sie auch in meinem neuen Lebensjahr durch Fleiß und Artigkeit gewiß recht erfreuen.“ —

Herr Ehrenberg umarmte herzlich seinen geliebten Zögling, und dieser hielt Wort.

Das Blättchen wendet sich.

Eugen war der Liebling der Mutter; denn er hatte viele Geschmeidigkeit im Benehmen, viel Anschmiegendes in seinem ganzen Wesen, und wußte sich Jener unentbehrlich zu machen. Dagegen galt bei Frau Werneck ihr Töchterchen Laura bei weitem nicht so viel, wie Jener, ob sie gleich mehr Vorzüge als ihr Bruder besaß; denn in ihrem red=

lichen Gemüthe herrschte keine unedle Empfindung, und was sie dachte und fühlte, sprach das helle Auge, der wahrhafte Mund aus. Wenn sie Etwas zusagte, so hielt sie ihr Versprechen heilig; aber es war ihr nicht gegeben, zu schmeicheln, oder mit großem Wortgepränge ihre Gefühle darzulegen; daher erfüllte sie zwar pünktlich die Wünsche und Befehle der Mutter, drückte ihr auch zuweilen innig die Hand, oder einen herzlichen Kuß auf die Lippen, aber es geschah dieß selten, weil Frau Werneck größtentheils mit einer gewissen Kälte und Unfreundlichkeit sie abschreckte, wo hingegen Eugen von ihr als Schooskindchen behandelt und gehätschelt wurde. Dieser hatte immer alle erdenklichen süßen Namen in Bereitschaft, um die Mutter damit zu bestechen, erhob Alles, was sie that, bis zur Uebertreibung, fügte sich in jede ihrer Launen, und lief und rannte, so bald sie nur entfernt von da oder dort her Etwas gerne haben wollte. Dagegen erhielt er auch Alles, was er verlangte, und wußte sich die Herrschaft über den Willen der Mutter zu

erwerben und lange zu erhalten. Leider benützte er diese aber zu seinem und Anderer Nachtheil. Er wurde so begehrlich, daß seine Wünsche kein Ende nahmen, lernte sich nichts versagen, und nicht selten wurden ihm die erlaubten Genüsse schädlich, da er in Nichts Maaß und Ziel hielt, und die schwache Mutter ihm Alles bewilligte. Schlug sie ihm aber ja ein Mal Etwas ab, so verstand er es doch listig und fein anzufangen, um hinter ihrem Rücken und ohne ihr Wissen es zu erhalten, oder zu vollziehen. So befand er sich denn wirklich schon auf dem offenen Weg zum Verderben; jedoch nicht genug, daß er selbst diesem unaufhaltsam zueilte, er suchte auch Andern, vorzüglich seiner armen Schwester, wo er konnte, Schaden zuzufügen; denn hinter glatte Reden und gute Scheinthaten verbarg er viele Tücke. Selbst die Mutter liebte er nicht so aufrichtig und dankbar, als er es äusserte und sollte. Ja oft machte er ihre schwache Liebe zu ihm, zum Gegenstand seines heimlichen, unehrerbietigen Spottes, in welchem er sogar zuweilen gegen seine

Gespielen ausbrach. Laura aber suchte er bei Jener zu verkleinern und anzuschwärzen, so oft es möglich war. Bald sollte sie dieß, bald Jenes über die Mutter gesprochen, bald diese, bald jene unrechte Handlung begangen haben; allein er wußte Frau Werneck immer zu bewegen, ihn nicht als Ankläger zu nennen, auch oft das Ganze mit Stillschweigen zu übergehen. Sie, die ihm völlig zu Gefallen lebte, erfüllte ihm öfters auch diesen Wunsch; aber er erreichte doch seine Absicht, daß Laura durch seine unwahren Beschuldigungen immer mehr in ihrer Gunst sank, und er in derselben sich befestigte. Sein Glück verließ ihn indessen plötzlich. Wie sich oft im Spiel das Kartenblatt, welches Gewinn brachte, schnell wendet, und zum Unglücksblatt wird, (wovon obige Redensart herrührt) so gieng es hier. Es befand sich im Hause eine alte, treue Dienstmagd, auf welche Frau Werneck ungemein viel hielt. Anna war selbst ihre Wärterin gewesen, und mit ihr aus der Heimath in die Fremde gezogen, wo sich jene verheirathete, aber bald ihres Gattens

durch den Tod beraubt wurde und in Mangel gerieth. Nun ließ sich Anna keinen Lohn mehr aufdringen, theilte Noth und Kummer mit ihrer Herrin, und erst als diese, durch eine unerwartete Erbschaft wieder vermöglich wurde, nahm sie an, was die Dankbarkeit der guten Frau ihr reichlich vergalt; denn Frau Werneck gehörte in die Reihe edler Menschen, und besaß die einzige Schwäche, gegen Laura's gute und Eugen's schlimme Eigenschaften geistig blind zu seyn. Leiblich blind wurde aber die arme Anna, und ihr Gehör schwach, auch Gichtschmerzen plagten und fesselten sie an ihr Stübchen, und oft an ihr Lager. Laura, die sie von jeher herzlich liebte, bot Alles auf, die traurige Lage ihr zu erleichtern; aber es geschah, wie Alles Gute, was sie that, im Stillen. Niemand, selbst nicht Frau Werneck, erfuhr es. Eugen, welcher wußte, wie Letztere gegen Anna gesinnt war, hütete sich wohl, so lange sie noch rüstig im Hause waltete, ihr irgend etwas Böses zuzufügen, ob es ihm gleich fühlbar wurde, daß sie Laura ihm vorzog,

und er ihr deshalb gram war; aber jetzt, wo sie unbehülflich in ihrem Bette lag, oder im Lehnstuhl saß, konnte der böse Junge der Eingebung seines rachsüchtigen Herzens nicht widerstehen, und spielte der armen Leidenden allerlei schlimme Streiche. Einmal — es war im Winter — schlich er sich mit einem Brettchen voll Schnee zu ihr, und legte es leise auf ihr Bett. Es konnte nicht fehlen, sie mußte mit ihrer Hand darauf kommen, und entsetzte sich nicht wenig über die kalte feuchte Masse, die sie auf einmal berührte. Durch ihre heftige Bewegung, welche der Schrecken veranlaßte, warf sie das Brett um, und den Schnee auf ihr Kissen, das nun ganz naß wurde. Laura kam dazu, und suchte mit milder und emsiger Theilnahme den Nachtheil zu mindern, welchen die schadenfrohe Handlung Eugens herbei geführt hatte. Der Thäter schien ihr nicht unbekannt, sie liebte aber die Mutter, trotz deren ungerechten Betragens gegen sie zu sehr, um ihr den Schmerz zu bereiten, und ihren Liebling von einer so schlechten Seite darzustellen. Sie

schwieg, und bat auch Anna, Nichts gegen Frau Werneck zu äussern. Ein ander Mal sahe Eugen, wie seine Schwester der Kranken ein Glas Wein brachte; hörte auch, daß jene ihren Dank dafür aussprach, aber zugleich bat, Laura möchte das Glas auf einen Stuhl neben ihrem Bett stellen; in diesem Augenblick könnte sie Nichts davon genießen. Kaum hatte sich das wohlthätige Mädchen wieder entfernt, so war der Knabe schnell und unbemerkt bei der Hand, trank den Wein aus, und stellte das leere Glas hin. Als nun Anna darauf nach der Erquickung hinlangte, und das Glas zum Munde führen wollte, war kein Tropfen mehr darinnen. „Ach!" seufzte sie. „War denn der böse Junge schon wieder hier? Gute Laura, wenn du es wüßtest, daß mir von deiner, mir zugedachten Stärkung nichts zu Theil wurde! — aber nein, ich will dich nicht damit kränken, du sollst es gar nicht erfahren!" — Doch, wenn das Unrecht auch noch so lange im Verborgnen geschieht, endlich kommt es dennoch an das Licht. Dieß ist

eine zuverläßige Wahrheit, welche sich bei Eugen ebenfalls bestättigte. Durch das Gelingen seiner schlimmen Thaten und ihrer Geheimhaltung sicher gemacht, erlaubte er sich immer neue, und die arme Anna war unaufhörlich die Zielscheibe derselben. Ja, er wagte sogar einmal der Schwester einige seiner Vergehungen bei Frau Werneck anzudichten, und mit dem wohlthätigen Beistand, den sie der Kranken leistete, sich zu prahlen. Wie unklug handelte er aber! In diesem Punkt ließ die Mutter nicht mit sich spielen; ihre gute Anna lag ihr zu sehr am Herzen, als daß ihr das hätte gleichgültig seyn sollen, was ihr widerfahren war. Eugen wurde mit Liebkosungen für seine Handlungsweise überhäuft, und auf Laura fiel der ganze Zorn der Mutter. Eugen, der einsahe, welche Gefahr durch eine Unterredung der Frau Werneck mit ihrer Tochter ihm jetzt drohte, verschwendete seine ganze Ueberredungsgabe, um der Schwester Verzeihung zu erwirken. Aber Frau Werneck war ungewöhnlich fest, und ließ sich nicht erweichen. Laura befand sich gerade in einer Mädchen-

gesellschaft ausser dem Hause. Jene eilte zu Annen, und vergoß bei dieser ihren Unwillen über ihre Tochter. „Was!“ rief die Alte entrüstet; „meinen wohlthätigen Engel, das herrliche Kind, halten Sie solcher Handlungen fähig? Nein, länger kann ich nicht schweigen, und wenn auch meine liebe Laura auf mich zürnen sollte, weil sie mich so lange dazu bewog. Eugen ist derjenige, der mir all das Leid zufügte; und alles Gute, was ich genieße, wird mir durch Laura zu Theil.“ Nun erfolgte eine Erzählung der muthwilligen und bösen Streiche, welche der Knabe verübt, und eine Schilderung der stillen Verdienste, die sich das edle Mädchen um sie erworben hatte. Frau Werneck war wie vernichtet. Solche Entdeckungen hatte sie nicht erwartet! und schreckliche Vorwürfe marterten ihr Herz, daß sie ihre würdige Tochter so lange verkannt, und den ungerathenen Sohn so lange unverdienter Weise vorgezogen, und dadurch noch mehr selbst verdorben hatte. Nun wandte sich freilich das Blättchen. Laura empfieng sie bei ihrer Nachhausekunft mit aufrichtiger Liebe und Werthschätzung, und

Eugen hatte ihren ganzen Unwillen zu empfinden; da war von keiner zärtlichen Aeusserung, von keiner Erfüllung seiner Wünsche und Bitten, von keiner Nachsicht die Rede mehr. Scharf und sorgsam beobachtete sie jeden seiner Schritte. Unerbittlich strafte sie jeden Fehler. Ernst und bestimmt war ihr ganzes Betragen gegen ihn, und Laura nahm jetzt seinen Platz in ihrem Herzen ein. Glücklicher Weise stand Eugen noch in dem Alter (er zählte 9 Jahre), wo eine kluge Leitung selbst große Fehler auszurotten im Stande ist, und wann der Mutter Strenge ihm wehe that, so verlieh der Schwester sanfte Behandlung und ihr Edelmuth seinem betrübten Gemüth wieder Trost, so wie die Kraft ihr gleich zu werden, und auf solche Weise die mütterliche Liebe wieder zu gewinnen. Nach und nach, da es ihm Ernst mit der Besserung war, gelang es ihm auch, und beide Kinder waren und blieben die Freude der Mutter.

Was heißt: auf den Busch klopfen?

Auf dem Landgut des Baron Gersdorf, wo dieser mit seiner Familie lebte, war an einem schönen Wintertag ein Treibjagen angestellt, wozu jener mehrere benachbarte Edelleute und Beamte, die seine Freunde waren, eingeladen hatte. Die Jäger machten gute Beute, und als die Gesellschaft beim gastfreien Hauswirth ein frohes Mittagsmahl einnahm, wurde viel von der glücklichen Jagd gesprochen. Bei derselben waren auch, wie es gewöhnlich ist, einige Landleute aufgestellt worden, die das Wild aus dem Dickigt, in welchem es sich verborgen hielt, durch Klopfen und Rufen aufschreckten, und in den Bezirk jagen und treiben mußten, wo die Schützen standen, damit es Letztere hier erlegen konnten; auch dieser Männer geschah über Tisch Erwähnung, so wie aller kleiner Vorfälle, die sich während der Jagd ereignet hatten. Die Kinder des Hauses, die mit an der Tafel saßen, hörten aufmerksam den Erzählungen zu, und verdienten durch ihr stilles gesittetes Betragen das Vergnügen, an der Gesellschaft der Anwesenden Theil nehmen zu

dürfen. Sie waren sehr gut erzogen, und bei den Freunden der Aeltern recht beliebt, daher war es ihnen auch gestattet, zuweilen eine bescheidene Aeusserung zu thun. Dem zu Folge fragte der 8 jährige Ferdinand den Baron Lindenfels, als jenes Gespräch geführt wurde: „Die Bauern kennen gewiß alle die Schlupfwinkel, wo sich Hasen, Rehe und Hirschen aufhalten?“ Mit Nichten, Kleiner; antwortete der Landjunker. Sie klopfen oft nur aufs Gerathewohl hie und da auf einen Strauch oder Busch, in der Meinung, dahinter ein Wild zu finden. Zuweilen ist es der Fall, öfters auch nicht. „Daher kommt wohl die Redensart, die ich schon gehört habe: er klopft auf den Busch?“ fragte Emma die älteste Tochter, ein Mädchen von 12 Jahren. „Freilich,“ erwiederte der Vater. „Es läßt sich fast keine andere Ableitung des Sprüchworts denken, als diese.“ Mir ist sie nicht bekannt, versetzte Adeline (die um 1 Jahr jüngere Schwester.) „Ey, das wundert mich, fiel jene gutmüthig neckend ein, und setzte halb leise hinzu: „Bei so neugierigen Leutchen, wie

du bist, die gerne hinter alles kommen möchten, kann man sie immer anwenden.“ — Ein Blick der Mutter gebot dem Mädchen Stille, und wurde sogleich verstanden und befolgt. Aber bald bestättigte ein Ereigniß, was Emma im Scherz geäussert hatte. — Der Bote aus der Stadt brachte einen Brief an Herrn von Gersdorf mit. Linchen, die immer gleich bei der Hand war, wenn Jener ankam und seine Ladung auskramte, um augenblicklich alles Neue, was sie enthielt zu sehen und zu erfahren, übernahm eilfertig das Geschäft, obiges Schreiben dem Vater auf sein Arbeitszimmer zu bringen. Unterwegs betrachtete sie Siegel und Aufschrift hin und her, konnte aber ihrer Sache nicht gewiß werden; da hoffte sie nun vom Vater etwas Näheres zu erfahren; allein dieser war gerade in eine schwierige Rechnung vertieft, und befahl dem Töchterchen, den Brief nur hinzulegen. Nach einiger Zeit kam er mit demselben in der Hand, ins Wohnzimmer, und hieß die anwesenden Kinder sich ein wenig entfernen, da er mit der Mutter alleine etwas zu sprechen

hätte. Emma und Ferdinand begaben sich unverzüglich weg. Adelina aber trändelte noch ein Weilchen im Zimmer herum, bis des Vaters ernstes: — „Nun wie wirds!“ — sie zum Gehorsam nöthigte. — Als sie darauf mit ihren Geschwistern sich wieder bei Frau von Gersdorf einfand, suchte sie auf feine Weise den Inhalt und Schreiber des geheimnißvollen Briefs zu erforschen. Sie fragte: „Der Onkel in Dresden hat gewiß schon lange nicht mehr geschrieben?“ — Die Mutter merkte wohl, wo sie mit der Frage hinauswollte, stellte sich aber, als verstände sie es nicht, und antwortete mit einem trockenen Nein. Indessen entgieng es Adelinen sowohl als auch den beiden andern nicht, daß Frau von Gersdorf etwas Wichtiges im Sinne liegen müsse. Emma und Ferdinand schwiegen jedoch bescheiden. Linchen aber vermogte dieß nicht. Zärtlich schmeichelnd äusserte sie nach einer Weile: „du bist doch nicht unwohl, liebe Mutter? Fast läßt es mich dein ungewöhnlicher Ernst vermuthen.“ Abermals wurde sie mit einer kurzen Ant-

wort abgefertigt, und ihr nebst den Geschwistern der Auftrag ertheilt, sich einstweilen im Nebenzimmer mit Aepfelschälen zu beschäftigen, (da eine große Quantität getrocknet wurden,) mit dem Beisatz, daß sie auch bald nachkommen und mit arbeiten würde. Es geschah. Kaum saß aber Frau von Gersdorf in ihrer Mitte, so begann Adeline wieder: „Der Brief, der vorhin ankam, muß weit her seyn; ich konnte nur den Namen des Orts, der mit rother Farbe darauf gedruckt stand, nicht zusamm buchstabieren, weil er zu undeutlich war.“ — Bruder und Schwester kickerten heimlich, auch Frau von Gersdorf lächelte, erwiederte aber nichts darauf. Endlich beim Abendessen, als immer Nichts von dem Brief erwähnt wurde, und der kleinen Neugierigen das Verlangen zu wissen, woher er kam und was er enthielte, fast das Herz abdrücken wollte, brach sie gegen den Vater mit der Aeusserung aus: „Du hast doch einen recht weitläufigen Briefwechsel, Väterchen! Immer kommen Schreiben an dich aus der Stadt. Z. B. gleich heute

das, was ich dir auf dein Zimmer brachte" — und von dem du gar zu gerne wissen möchtest, wer es mir sandte und was darinnen steht — fiel Herr von Gersdorf halb ärgerlich, halb lächerlich ein. „Ja, ja," versetzte Emma; „das ist es eben Linchen, was ich neulich mit der Redensart meinte. Vorhin hast du schon bei der Mutter 3 Mal auf den Busch geklopft, und gehofft, es werde die Kunde vom Brief dahinter stecken, und gleich hervor springen und jetzt wieder; aber Mäuschen, du irrtest dich, es war nichts für dich in dem Busch, du mochtest pochen und rufen, so viel du wolltest." — Es ist auch eine große Unart der Kinder, wenn sie alles wissen wollen, was vorgeht; fügte der Vater verweisend hinzu. Manche Dinge sind durchaus nicht zur Mittheilung für sie geeignet, und die schlimme Gewohnheit des neugierigen Hinhorchens wächst mit der Zeit zu einem Fehler, der Andern unerträglich wird. Merke dir dieß, mein Kind, und beherrsche deine schädliche Neigung. Um sie dir abzugewöhnen, werde ich es zu veranstalten

wissen, daß dir immer Etwas verheimlicht bleibt; besonders mußt du wegen des heutigen Briefs noch einige Zeit Geduld haben, bis du die Folge seines Inhalts erfährst.

Adeline machte ein saures Gesichtchen, allein das half nichts, denn was Herr von Gersdorf Gutes oder Böses verhieß, das geschah immer genau; daher verstrichen auch noch 8 Wochen, ehe ihr jenes Geheimniß offenbar wurde. — An einem Abend hielt endlich einmal ein Reisewagen vor der Thüre, und ein Mädchen in Adelinens Alter stieg aus demselben. Es war die Nichte des Herrn von Gersdorf. Ihr Vater, der schon viele Jahre im Witwenstand lebte, und kürzlich das Unglück erfuhr, in einem banquerott gewordenen Handlungshause einen großen Theil seines Vermögens zu verlieren, hatte in dem oft schon erwähnten Brief, seinem Bruder Alles mitgetheilt, und um Hülfe gebeten. Er besaß mehrere Kinder, und so machte ihm Herr von Gersdorf im Einverständniß mit seiner würdigen Gattin den Vorschlag, zu seiner Erleichterung eine Tochter

ihnen zu überlassen, welches Anerbieten er dankbar annahm. Luise begab sich also nach einiger Zeit auf die Reise nach Waldkirchen, wurde daselbst liebevoll empfangen, und nachher als ein geliebtes Glied der Familie betrachtet und behandelt. Adeline aber war nun sehr erfreut; fürs erste über die Anwesenheit einer lieben Verwandtin, und dann auch über das jetzt enthüllte Geheimniß, das sie noch immer dazwischen gewaltig gequält hatte. Gerne würde sie deswegen noch öfters bei den Aeltern auf den Busch geklopft haben, wenn sie nicht des Vaters Unwillen gefürchtet hätte. Sein und der Mutter ernster Tadel, so wie der Geschwister und der neuen Freundin wiederholte Neckereien, brachten sie endlich dahin, daß sie mit Macht den Fehler der Neugierde bekämpfte, und ihn auch mit der Zeit ablegte.

Bernhard mißt jeden nach seiner Elle.

In den bürgerlichen Verhältnissen der Menschen ist für alle nothwendige Dinge ein gewisser Maßstab festgesetzt, nach welchem man sie kauft, oder verkauft und benützt. Er ist aber nach den Gesetzen der Länder sehr verschieden, und man erhält z. B. nicht hier und an andern Orten ein gleiches Ellenmaß, bei Bändern, Tuch, Zeug u. s. w. Von diesem Unterschied ist nun das Sprüchwort hergeleitet: Er mißt Jeden nach seiner Elle. Man vergleicht dabei den moralischen Werth eines Menschen mit einer verkäuflichen Waare, welche Dieser nach seinem angenommenen Maßstab oder Elle, Jener wieder nach einem andern ihm eigenen mißt; die angeführte Redensart gebraucht man aber gewöhnlich nur im übeln Sinne; denn es ist auch unrecht, wenn das geschieht, was man mit ihr ausdrückt. Nach seinen Grundsätzen, Ansichten und Gutdünken sollte Niemand den Nebenmenschen schätzen und beurtheilen, sondern nach dessen

wahren innern Gehalt. Dieß geschah aber von unserm Bernhard nicht. — Seine vorherrschenden Neigungen waren, Geldgier und überhaupt Eigennutz, ferner Saumseligkeit und Wankelmuth. Da dachte er denn seine Geschwister, Freunde und Gespielen müßten auch so seyn, wie er, und diese Meinung veranlaßte viel Streit und Unannehmlichkeit zwischen ihm und Jenen. Einst war wieder eine kleine Gesellschaft munterer Knaben zu ihm gebeten, mit denen er sich anfangs sehr gut unterhielt. In dem Hausgarten hatte ihm sein Vater eine Kegelbahn anlegen und eine Scheibe aufrichten lassen; da wurde nun Kegel geschoben, und nach dem Ziel mit Bolzen geschossen, und die Mutter hatte Pfeffernüßchen und Mandeln zur Ausbezahlung hergegeben. Bernhard aber, lüstern nach einem Geldgewinn, ließ nicht, wie es sich gebührt hätte, seinen Gästen die Freiheit, ihren Willen auszusprechen, sondern bestimmte eigenmächtig, daß die Süßigkeiten verzehrt, und um Geld gespielt werden sollte. „Weißt du denn, ob es auch Franz, August und den

übrigen recht ist?" fragte Theodor, sein jüngerer Bruder. „Wie du nur so einfältig reden kannst!" fuhr ihn dieser an. „Wer wird nicht lieber um Geld spielen, als um die unbedeutenden Näschereien!" Ja, du wohl; erwiederte Jener, aber so denken nicht alle. Ich wette, Alberten ist es nicht recht. Er macht ein finsteres Gesicht. Nicht wahr, ich betrüge mich nicht? „Ey freilich, versetzte der Knabe. Meine Mutter ist Witwe, und giebt mir nicht das Geld zum Verspielen. Auch habe ich gar nicht viel bei mir." Das macht Nichts, wandte Bernhard ein; ich leihe dir welches, und du kannst ja gewinnen. Ueberhaupt sprichst du jetzt nur meinem Bruder zu gefallen, ich weis es besser, du spielst lieber um Geld. Vergeblich waren alle Gegenversicherungen des armen Alberts. Bernhard konnte und wollte sich nicht überzeugen, daß andere seine Neigung nicht haben konnten; mit Ungestüm beharrte er auf seinem Willen, den er durchsetzte. Allein auch im Spiel hielt er alle die Knaben der Habsucht fähig, die ihn beherrschte, und

überall vermuthete er Betrug und List, weil er sich dieß Alles erlaubte. Da gab es denn nun immer Zwist und Specktackel, und mißvergnügt schieden am Abend Bernhards Freunde von ihm. Statt aber darüber betrübt zu seyn, äusserte er eine große Gleichgültigkeit. Er nahm es wieder von sich ab, und traute seine Flatterhaftigkeit auch Andern zu. „Ey, die werden sich leicht darüber trösten;“ sprach er, als seine Schwester Rosalie ihm zu Gemüth führte, wie unrecht es wäre, seine Freunde muthwillig gegen sich aufzubringen. „Bin ich nicht mehr ihr Freund, so ist es ein anderer, und man ist ja nicht an einen gebunden, antwortete er. Aber er irrte sich. Der sanfte Oskar hatte ihn wirklich lieb gewonnen, und es kränkte ihn tief, sich so sehr in Bernhard getäuscht zu haben, und von ihm unfreundlich behandelt worden zu seyn. Als dieß Theodor erfuhr, sagte er zu seinem Bruder unwillig: „Du mißt eben alle Menschen nach deiner Elle, und diese ist recht falsch, glaube mir.“ —

Auch seine Nachläßigkeit maß er Andern eben so bei. Er sah einst bei einem seiner Gespielen ein sehr hübsches Buch, und bat diesen, es ihm zu leihen. Ungerne entschloß sich Alexander dazu. Endlich gab er es Bernhard; doch unter der Bedingung, ihm dasselbe ja in 8 Tagen wieder zu geben, und es sehr in Acht zu nehmen. Letzterer versprach es. Wer aber nicht Wort hielt, war er. Umsonst erinnerte ihn Rosalie, die auch davon wußte, an seine Zusage; umsonst fragte Theodor nach dem Buch, um es ihm beim Weggehen aufzudringen. Gleichgültig erwiederte er dann immer. „Was geht es euch an, ob ich mein Wort halte oder nicht; auch wird Alexander sich nichts daraus machen, ob er das Buch ein paar Tage früher oder später hat. Mir wenigstens wäre es einerlei." Endlich brachte er es zum Vorschein; aber hilf Himmel, in welchem Zustand! Es war innen und aussen beschmutzt, die Blätter eingebogen und der Einband beschädigt. Bernhard hatte es verlegt, dieß war die Ursache der verzögerten Zurückgabe.

Und wo fand er es? In eine kleine Tischschublade eingezwängt, wo allerlei altes Zeug durch einander lag. Rosalie und Theodor bejammerten den Unfall. Bernhard aber lachte und versicherte die Geschwister, sie wären Thoren, daß sie über Kleinigkeiten einen so großen Lärm schlagen könnten; Alexander würde nicht solch ein Wesen daraus machen. Allein es war doch so. Der Knabe war ordnungsliebend und pünktlich, und als er sein Buch nicht zur bestimmten Zeit, zuletzt aber so verdorben erhielt, schmälte er Bernharden tüchtig aus, und versicherte ihm, daß er ihm nie mehr Etwas leihen würde. „Ich bin nicht so nachläßig und unzuverläßig, wie du, das darfst du glauben;“ schloß er seine strafende Rede; aber ich weiß schon, du beurtheilst jedermann nach Dir allein du wirst in deinem Leben oft zu deinem Schaden dich täuschen, und Andern Verdruß und Nachtheil zuziehen.“ — Alexander hatte Recht; Bernhard machte noch häufig den falschen Schluß von sich auf Andere, hatte unendlich viel Streit, und

beschloß sein Leben auf der Universität in einem unglücklichen Duell, weil er einen wackern Studenten für schlecht hielt, und ihm eine unmoralische Handlung zutraute, welcher nur er fähig war. Des Gegners Ehrgefühl wurde dadurch natürlich beleidigt; es kam zu einer Ausforderung und Bernhard fiel als ein Opfer der Gewohnheit, andere Leute mit seiner Elle zu messen.

Der arme Klauß nagt am Hungertuch.

Frau Reichmanns älteste Tochter war an einen Landgeistlichen verheirathet; ihr Aufenthaltsort war ungefähr 2 Stunden von der Stadt entfernt, in welcher die Ihrigen lebten, mit denen sie aber immer als zärtliche Tochter und Schwester in Verbindung blieb. Diesen liebenden Verkehr begünstigte die angenehme Einrichtung, daß von jenem Dorf wöchentlich ein Bote nach N** kam, der die gegenseitigen Briefe und Aufträge besorgte. Dieser Mann hieß Klauß, und wurde in der Familie recht werth gehalten,

da er immer eine willkommene Erscheinung und auch ausserdem eine gute ehrliche Seele war; besonders hatten Frau Reichmanns jüngere Kinder eine große Anhänglichkeit an ihn; denn er brachte ihnen im Sommer reife süße Beeren aller Art mit, und gab sich überhaupt immer freundlich mit ihnen ab. Als nun Pfarrer Uhlmann den Ruf in ein entferntes Städtchen erhielt, so wurde dennoch dem armen Klauß gestattet, wöchentlich in Frau Reichmanns Haus zu kommen, und sein Mittagessen dort einzunehmen. Auf einmal blieb er aber längere Zeit aus, und immer, wenn er an dem bestimmten Tag nicht erschien, hieß es: „wenn Klauß über 8 Tage nicht kommt, so muß man Nachrichten von ihm einzuziehen suchen." Allein mit der Tochter Entfernung von Haindorf war Frau Reichmann ausser aller Berührung mit den Leuten daselbst gekommen, und Klauß war der einzige, mit dem die Familie in fortdauernder Bekanntschaft blieb. Er kam jedoch 3 und 4 Wochen nicht, und nun wollten die Kinder nicht länger warten. Man schrieb an den Schulmeister des Orts und

die Rückantwort lautete: „Klauß hat 3 kranke Kinder, der Hagel hat sein Aeckerchen getroffen, die Viehseuche eine Kuh ihm geraubt, und der arme Mann muß am Hungertuch nagen.“ Pfui! sagte der kleine Fritz. Wer wird an einem Tuch nagen! und was ist denn dieß für eine Art, das Hungertuch? „Oho,“ fiel ihm Albert, der größere, ins Wort, und klopfte ihm vor die Stirne. „Du glaubst wohl gar, es ist wirklich so — das ist nur bildlich ausgedrückt, nicht wahr, liebe Mutter?“ Freilich; erwiederte Frau Reichmann. Aber weißt du denn mein kluger Freund, woher die Redensart rührt? Albert besann sich einige Augenblicke, dann ergriff er die Hand der Mutter und sagte: „klopfe Du mich jetzt vor die Stirne, wie ich es Fritzchen voreilig gethan habe; ich verdiene es, denn — ich kann dir deine Frage nicht beantworten, und hielt mich doch für recht gescheidt.“ Jene versetzte lächelnd: „Nun, es ist gut, wenn man nur zur Erkenntniß seines Fehlers kommt; daher will ich dir ihn auch verzeihen, und Euch jene Redensart erklären. Ihr kennt ja das Mittel,

mit dem man kleine Kinderchen, wenn sie weinen, befriedigt, und die man Schnuller oder Patschchen nennt?“ Ja wohl; erwiederte Albert. In unserer Nachbarschaft giebt es selbst einige Kinder, welche ihre Wärterinnen im Kissen auf der Straße herumtragen, und die dergleichen Läppchen im Munde haben. „Von diesen Schnullerchen wird jene Redensart hergeleitet;“ versetzte Frau Reichmann. „Gewöhnlich füllt man sie mit geriebenen weiß Brod und Zucker. Unbemittelten Leuten muß schwarz Brod dazu dienen, und oft nöthigt unglückliche Mütter der bittere Mangel, die armen Kleinen am leeren ausgesaugten Tüchlein schnullen zu lassen. Haben jene schon Zähnchen, so nagen sie ordentlich daran, und davon kommt das Sprüchwort her.“ — Das ich nun ganz verstehe, lieb Mütterchen; fiel Albert ein. „Auch ich;“ fügte Fritzchen hinzu. „Und ich kann mir dadurch recht lebhaft vorstellen, wie es den armen Klauß hungern muß. Nicht wahr gute Mutter, du nimmst dich seiner an, und läßt ihn nicht so in Armuth schmachten?“ Was ich thun kann, soll von mir

geschehen; antwortete Frau Reichmann, und machte sogleich Anstalten dazu. Sie schickte ihm Geld und allerlei Nahrungsmittel; allein Klauß konnte dennoch nicht mehr auf einen grünen Zweig kommen; das heißt seine Glücksumstände verbesserten sich nicht mehr; und seine Lage war mit einem unbelaubten erstorbenen Baum zu vergleichen, dessen Aeste weder Schatten noch Frucht geben. Auch Klauß konnte auf keinen grünen nutzbaren Zweig mehr kommen; denn er war in Schulden gerathen, sein Häuschen mit dem Acker fiel den Gläubigern zu, seine Kinder nahmen gutherzige Nachbaren und Freunde zu sich, und er kam in ein Spital, wo er sein Leben beschloß.

Man muß sich nicht zwischen 2 Stühle setzen.

Hans, der Sohn eines ehrlichen Pächters, hatte im Dörfchen bei einem Schuhmachermeister dessen Handwerk gelernt; und schon war der Tag anberaumt, an welchem er sich auf die Wanderschaft begeben sollte, um auch

in der Fremde seine Profeßion zu üben. Emsig hatte die Mutter und ihre beiden Töchter an seinem kleinen Wäschvorrath, mit dem er versehen wurde, gearbeitet. Kunigunde und Christine, welche schon früher bei der Frau Pfarrerin, durch das menschenfreundliche Streben derselben, Andern nützlich zu werden, Unterricht im Nähen und Stricken erhalten hatten, waren im Stande, die Hemden des Bruders recht ordentlich zu machen, sauber mit rothem Türkengarn die Buchstaben J. R. (Johann Rösch) hinein zu zeichnen; auch einige Paar Strümpfe von gröberer Wolle, so wie ein Paar recht feine für die Sonn- und Festtage, wenn etwa Hans Schuhe tragen wolle, zu stricken. Die Mutter sorgte für Sacktücher, Halsbinden, Handtücher u. s. w. Der Vater nahm aus dem altmodischen mit Säulen und Schnörkeln versehenen braunen Schrank eine Sparbüchse von Blech, in welche er, seit er wußte, daß sein Hans in die Fremde gehen wollte, noch sorgsamer jeden Kreuzer, den er erübrigen konnte, aufbewahrt hatte. Er suchte mehrere Thaler heraus, die er in ein ledernes

Beutelein, das er in seiner Jugend geführt hatte, so vernehmlich warf, daß ihr heller Klang sein und Hansens Ohr erfreute, und sagte dabei zu diesem mit selbst zufriedenem Tone: „Nun, mit der Baarschaft kannst du, wie ich denke, bis nach Sachsen wandern, ohne knauserig leben zu müssen.“ Ja, ja, erwiederte Hans; stieß aber einen tiefen Seufzer aus und setzte halb leise hinzu: Wie dann aber, wenn ich keine Unterkunft fände!“ „Kommst du mir wieder mit deinem fatalen Zweifeln? antwortete der Vater unwillig. Sperre nur immer Augen und Ohren auf, so kann es dir nicht fehlen. Du hast den Willen, Etwas zu leisten, und fleißige Leute braucht man überall.“ Vater Rösch hatte wohl Recht, indem er dieses behauptete, aber Hans war nicht dazu geeignet, sein Glück in der Welt zu suchen. Er hatte eine ängstliche Gemüthsart, und stellte sich immer und überall das Schlimmste vor. Gerathener wäre es gewesen, hätte der Pächter seinen ältern Sohn ein Handwerk erlernen lassen und Hansen einst sein Gut übergeben; denn Peter war ein munterer Junge von

Kindheit an, und wäre lieber hinaus ins Weite, als daß er im Stall, in der Scheuer und auf den Aeckern mit arbeiten mußte. Allein der Alte wollte nicht von der Sitte abweichen, dem ältesten Sohn einst sein Besitzthum zu überlassen, und so mußten sich Hans und Peter nach seinem Willen bequemen.

Schon war der Kuchen gebacken, der das Frühstück des letzten Morgens, welchen der künftige Wandersmann im Kreiß seiner Familie verlebte, verherrlichte, und die Mutter hatte Tags zuvor einen feisten Schinken abgesotten, auch mehrere Würste aus dem Schornstein herabgenommen; ferner ein Fläschchen mit selbst verfertigtem Wachholder Brantwein gefüllt, von dem der Reisende öfters durch ein Schlückchen gegen die ungesunden Morgennebel seine Gesundheit sichern sollte. Alles war zur Abreise vorbereitet. Die Trennungsstunde erschien, und schluchzend riß sich Hans los; laut weinend begleiteten ihn Mutter und Schwestern bis unter die Thüre des Häuschens. Auch einige Nachbarn waren gekommen, hatten ihre Theilnahme geäussert, und dem jungen Wan=

dersmann treuherzige gute Wünsche mit auf den Weg gegeben. Dieser schritt ernst und trübe gestimmt weiter, und hieng den traurigsten Vorstellungen mit ganzer Hingebung nach. Er war so unzufrieden mit sich und der Welt, daß er nicht nur theilnahmslos durch einige Ortschaften gieng, ohne anzuhalten, sondern auch zu verdrüßlich war, sein Ränzchen aufzumachen, und von dem daselbst befindlichen eßbaren Vorrath zu genießen. Mit bangen Zweifeln sahe er in die Zukunft, mit Schmerz in die Vergangenheit, wo er im heimischen Dörfchen bei den lieben Seinigen sicher und in behaglicher Ruhe lebte. Ihm graußte bei dem Gedanken, daß er jetzt selbst sein Fortkommen zu befördern suchen müsse, und mit Gewißheit sagte er sich, daß ihm jeder Versuch mislingen würde. In diesen finstern Betrachtungen überraschte ihn die sinkende Sonne. Erschrocken sah er sich nach einem Orte um, in dem er übernachten könne; auch mahnte ihn jetzt der leere Magen, daß es doch endlich Zeit wäre, ihm Etwas zu geben. Rechts erblickte nun Hans ein stattliches Schloß, dessen Fenster im Gold

der letzten Sonnenstrahlen glänzten. Gärten, Teiche, baumreiche Anlagen und einige freundliche, aber zerstreut liegende Häuser gaben dem Ganzen vielfache Reize, und machten Hans lüstern, dorthin seinen Weg zu nehmen und in einer der Wohnungen, um ein Nachtlager zu bitten; allein vor ihm lag ein bedeutendes Städtchen. Wohl war es einige hundert Schritte weiter dahin, als zu jenem Schloß, indessen fand Hans vielleicht daselbst seine bleibende Unterkunft und dieß bestimmte ihn, seine Schritte zu verdoppeln, um noch vor einbrechender Nacht das Städtchen zu erreichen. Er suchte eine Schenke auf, grüßte mit kaum gelüfteter Kappe die wohlbeleibte Frau Wirthin, und machte sie in wenig Worten mit seinem Begehr bekannt, eine gute Abendsuppe und ein reines Strohlager zu erhalten. Man versprach ihn zu befriedigen; er trat in die niedrige Stube im Erdgeschoß, schob mürrisch sein Ränzchen vom Rücken, warf es auf die Bank am Ofen, und sich neben an in die Ecke, wo er mit in einander geschlagenen Armen auf den Boden stierte. Mehrere Gäste, welche sich an einem entfernten

Tische mit Kartenspiel die Zeit verkürzten, bemerkten ihn gar nicht. Endlich aber trat wieder ein ehrbarer Bürger ins Zimmer, grüßte Hans nicht nur freundlich, sondern setzte sich an seine Seite, und begann folgendes Gespräch mit ihm:

B. Woher mein Freund?

Von Nußdorf, erwiederte Jener kurz.

Der Bürger fuhr fort: Da hat er heute eine gute Strecke zurückgelegt; und will er denn noch weiter, oder bleibt er hier?

H. Heute verriegelt mir die Nacht die Thür und Morgen — Je nun, ich weiß selbst nicht recht, wie ich mit meinem Geschick daran bin.

B. Wunderlicher Mensch! er muß doch einen Reiseplan haben. Dem Ansehen nach ist er ein ehrlicher Handwerksbursche; nicht wahr? und welche Profeßion hat er denn gelernt?

H. Das ehrbare Schuhmacherhandwerk.

Der Bürger sprang auf und rief erfreut: Ey vielleicht kann ich ihm da nützlich werden, wenn er etwa eine Unterkunft zu erhalten wünscht. Mein Schwager ist ein Schuh-

macher und sucht so viel ich weiß, einen geschickten Gesellen. Ich will gleich morgen früh zu ihm gehen, und ihn von seiner Anwesenheit benachrichtigen. Bis Mittag soll er Antwort haben, so lange gedulde er sich hier, und unternehme er weiters keine Schritte.

Wer war froher als Hans, daß er nun nicht für sich selbst sorgen dürfe, sondern daß ein Anderer diese Mühe über sich nehmen wolle. Dankbar reichte er dem gefälligen Bürger die Hand, und dieser begab sich dann zu der andern Gesellschaft, mit welcher er sich den Abend über unterhielt. Hans schob sich müd und träge an einen zweiten Tisch, als ihm die Wirthin seine Suppe und einen Krug Bier brachte, genoß Beides unter vielem Gähnen und Dehnen und schlich dann gleich in sein Schlafkämmerchen, wo er auf dem weichen Erbsenstroh, auf welches ein reines weißes Tuch gebreitet war, unter der Decke seines Mantels, den Kopf auf sein Ränzchen gelegt, bis am hellen Morgen herrlich schlief. Als er am andern Früh wieder in die Wirthsstube kam, traf er daselbst einen jungen Mann, mit

dem Wirth in einem eifrigen Gespräch. Letzterer äusserte, als Hans eintrat: „Ja wenn ich nur Jemand wüßte, ich wollte ihm gerne diesen Gefallen thun. Ey vielleicht hat der Wandersmann da Lust;“ setzte er gegen den Eintretenden gewendet zu. „Denn wie ich gestern von Meister Brückner erfahren habe, hat er keinen Herrn. Versteht er wohl, fuhr er fort: der Fremde ist Laquai bei dem Herrn von Gronau. Sein Schloß muß er haben liegen sehen, da er von Nußdorf hieher kam.“ Ja das hab ich auch; erwiederte Hans gespannt, und der Eindruck, den der Anblick jenes Landguts auf ihn gemacht hatte, erneuerte sich wieder. Er fügte fragend bei: „Nun was soll es denn damit?“ — Der Wirth erzählte mit lächerlicher Ehrerbietung gegen den Bedienten. Je nun der Herr Laquai müssen eilig nach Haus, weil ihre Mutter krank geworden sind, und sie zu sprechen wünscht. Die gnädige Herrschaft wolle den Herrn Laquai nicht aufhalten, und sie giengen mit dem Versprechen weg, einen Aushelfer zu schicken. Sie wandten sich natürlich zuerst an mich, denn ich weiß

in allen Dingen Rath zu geben, und wenn er Lust hätte, so wären wir gleich aus aller Verlegenheit. Eine Herrschaft bekommt er, so gut, wie es wenige giebt, und ein Leben herrlich und in Freuden, nicht wahr Mosje Anton?“ — Ja da hat er wohl recht, antwortete dieser. Aber arbeiten muß man eben auch dort, wie überall, und hübsch flink und munter seyn. Bei diesen Worten betrachtete er Hans vom Scheitel bis zur Fußsohle; denn er mochte ihm wohl ansehen, daß er seine Stelle nicht ersetzen würde. Allein Jener wäre für sein Leben gern in das schöne Schloß gekommen, und dachte auch in seinem Sinn: „Nun kann es mir gar nicht fehlen, entweder nimmt mich jener Schuhmacher, oder ich bekomme den Dienst im Schlosse.“ Er nahm sich so gut als möglich zusammen, und versprach das Seinige zu leisten. Dem Wirth machte es ein großes Vergnügen, daß sein kluger Einfall geglückt war, und Mosje Anton ließ es sich endlich auch gefallen. Hans beauftragte den Wirth, Meister Brückner zu sagen: sein Schwager, der Schuhmacher, möchte sich noch ein paar Tage

Hans Sc.

Man muſs sich nicht zwischen zwey Stühle setzen.

gedulden, in dieser Zeit wolle er wieder Nachricht von sich hören lassen, und darauf machte er sich sogleich auf den Weg nach dem Schlosse. Allein Herr und Frau von Gronau betrachteten ihn mit großen Augen, als er, von Mosje Anton hergeschickt zu werden, versicherte, um die Dienste desselben einstweilen zu versehen. — Da wirklich die Herrschaft viel Güte und Nachsicht besaß, so versuchten sie, Hans ein wenig abzurichten, allein sein träger und dabei ängstlicher Charakter erschwerte ihm jede Dienstpflicht so sehr, und machte ihn so ungeschickt dazu, daß er wirklich schon am zweiten Tag seinen Laufpaß erhielt. Betrübt kehrte er ins Städtchen zurück, doch hoffte er, hier gewiß die ihm aufgehobene Stelle noch offen zu finden. Er suchte Meister Brückner auf und fragte: wann er als Geselle bei dessen Schwager eintreten könne? Allein der gute Hans hatte sich zwischen 2 Stühle gesetzt, und — war hinunter geplumpt. Im Schloß hatte er sein Bleiben nicht gefunden, und der Schuhmacher konnte nicht auf seine Entscheidung warten, und hatte unterdessen einen andern Gesellen

angenommen. Im höchsten Grad ärgerlich über seine fatalen Ereignisse, beschloß Hans, wieder nach Hause zu wandern, und dem Vater recht viel gute Worte zu geben, daß er im Dorfe bleiben dürfe. Es geschah. Freilich fuhr ihn der Alte recht heftig an, als er ihn erblickte, und runzelte gewaltig die Stirne; auch die Mutter und Schwestern waren unzufrieden mit dem so schnell zurückgekehrten Reisenden. Allein alle sahen ein, daß er durchaus in der Fremde sein Fortkommen nicht finden, sich noch gar oft zwischen 2 Stühle setzen, und am Ende sich und die Seinigen unglücklich machen würde. Ueberdieß mußte der älteste Sohn dem Landesherrn als Soldat dienen, und verlor im Krieg sein Leben. Hans kam auf des Vaters Gut, und eine verständige Frau, mit welcher er sich verheirathete, bewahrte ihn in Zukunft vor der Gefahr, sich in eine nachtheilige und ungewisse Lage zu setzen, wie es bei Allen geschieht, die ihren Platz auf oder zwischen 2 Stühlen wählen.

Wer dient dem Andern zum Nothnagel? und woher rührt dieß Sprüchwort?

„Luischen, gieb mir deinen Bleistift; ich habe den meinigen vergessen;" sagte Gustav in der Zeichenstunde zu seinem Mühmchen, welche von seinen Aeltern an Kindesstatt angenommen worden war, und mit Gustav manchen Unterricht gemeinschaftlich genoß. Luischen reichte Letzterem sogleich bereitwillig die Bleifeder. Der Knabe aber nahm diese Gefälligkeit ohne gebührenden Dank auf, gleich als wäre es Luischens Schuldigkeit gewesen, ihm zu dienen. Bald darauf kam Gustav mit einer Weste in der Hand und sagte: „ein Knopf ist abgerissen, und die Mutter nicht zu Hause, du könntest mir ihn wohl annähen, Luischen." Auch dieß Geschäft besorgte das Mädchen unverzüglich und gerne, und befriedigt verließ sie Jener. Nach einigen Tagen erscholl die Nachricht: „Der König kommt!" Es wurden viele Vorbereitungen zu seinem Empfange gemacht, und Gustav wollte überall und immer am nächsten dabei seyn; recht ungelegen kam ihm daher

ein Auftrag seines Vaters, der ihn in einen entfernten Theil der Stadt schicken wollte, um an einen Freund ein Schreiben zu bestellen, welches keinen Aufschub litt. Eben war man eifrig beschäftigt, ohnfern des Rathhauses eine Ehrenpforte zu errichten, und Gustav hätte gar zu gerne zugesehen. In dieser Verlegenheit nahm er wieder seine Zuflucht zu Luischen. „Höre,“ fieng er an. „Du könntest mir einen großen Gefallen erweisen.“ Und der wäre? fragte Jene. Der Knabe antwortete: „Ich soll zu Herrn Gersdorf diesen Brief tragen. Dem Vater kann es aber ganz einerlei seyn, ob es durch mich oder durch jemand andern geschieht; und dort unten auf dem Markt — du weißt es ja — wird an der Ehrenpforte gebaut“ — Ja wohl weiß ich es, daß der Herr Vetter dort gerne zusehen möchte, daher soll ich jenen Gang besorgen, nicht wahr? fiel Luischen ein. „Ey freilich, wenn du es thun wolltest;“ — erwiederte der Knabe. „Nun meinetwegen;“ versetzte das Mühmchen; „lauf zu, ich will zu Gersdorf's gehen.“ In vollen Sprüngen eilte Gustav fröhlich fort, und Luise bestellte das

Schreiben. Nach einigen Tagen brachte ihr Gustav sein französisches Uebersetzungsbuch. „Sey so gut, Luischen, und hilf mir ein wenig. Woltemann, mit dem ich gewöhnlich meine Arbeiten gemeinschaftlich verfertige, ist krank, und die fatalen Regeln machen mir viel zu schaffen. Du bist geschickter als ich, also, Mühmchen, kannst du mir immerhin mit deinem Verstande ein wenig vorspannen.“ Ey, wie du schmeicheln kannst, wenn du Etwas von mir haben willst; sagte Jene lächelnd, gab indessen Gustav die nöthigen Aufschlüße, und seine Aufgabe gerieth herrlich. —

So gefällig Luise war, so oft Gustav ihre Dienstwilligkeit in Anspruch nahm, so wenig achtete er ihrer, wenn er sie nicht brauchte. Da schien sie ihm eine ganz gleichgültige Person zu seyn. Nur wenn er Etwas von ihr wünschte, konnte er sich freundlich und artig gegen sie benehmen. Einst kam er wieder mit bittender Miene zu ihr — „Gewis soll ich Dir abermals als Nothnagel dienen; sagte sie, noch ehe er sprach.“ Was hast du denn wieder auf dem Herzen? Gustav

lachte laut auf und rief: „Was, Du ein Nothnagel, Luischen — wie kommst Du auf den närrischen Einfall? „Ja, ja;“ bestätigte das Mädchen. „Immer bin ich dein Nothnagel. Dieß will ich dir erklären. In einem wohl bestellten Haushalten müssen auch Nägel vorhanden seyn, da man immer welche brauchen kann. Nun sucht man gewiß jedesmal die tauglichsten heraus, und läßt die andern liegen. Geht es mit jenen aber zu Ende, so kommt es öfters, daß zuletzt aus Noth, die übrig gebliebenen doch genommen werden müssen, wenn man sie auch vorhin stets zurück geschoben hat, so lange einem die Wahl frei stand; und so ist es mit Dir und mir. Wenn die Mutter oder deine Freunde dir helfen können, habe ich keinen Werth für Dich; steht Dir aber Niemand anders zu Gebot, als meine Wenigkeit, dann bin ich Dir zu jedem Dienst gut genug.“ Hier traten ihr Thränen in die Augen, denn die Wahrheit ihrer Behauptung kränkte sie tief. Gustav, durch den Sinn ihrer Rede ergriffen, bot ihr freundlich und gerührt die

Hand, und sagte mit bewegter Stimme: „Vergieb mir, Mühmchen! Ich war ungerecht gegen dich. Jetzt erst seh ich ein, wie gut Du bist, und welcher Undankbarkeit ich mich öfters gegen Dich schuldig gemacht habe. Aber glaube mir, ich werde mich gewiß künftig anders gegen Dich betragen.“ Und er hielt Wort. Mit immer gleicher liebevoller Aufmerksamkeit behandelte er nun Luischen, auch wenn er keine Gefälligkeit von ihr verlangte; und geschah dieß, so waren die Aeusserungen seiner Dankbarkeit so lebhaft und aufrichtig, daß ihm die gutmüthige Luise noch einmal so gerne Hülfe und Beistand leistete, so viel ihr möglich war. —

Was heißt: Jemanden die Stirne oder Spitze bieten? und — das Hasenpanier ergreifen?

Hugo war ein muthvoller Junge, ob er gleich erst 8 Jahre zählte, fürchtete er sich weder vor wilden Knaben, noch vor irgend einem bösen Thier; auch gieng er alleine

überall hin, so wohl am Tage, als bei Nacht im Dunkeln.

Der Vater, ein Officier, hatte seine Herzensfreude an seinem beherzten Söhnchen, und selten kam dieser von der Schule, oder von sonst einem Gange nach Hause, wo er nicht ein kleines bestandenes Abentheuer zu erzählen hatte, dem Major Braunfeld beifällig zuhörte.

Einmal hatte er mit dem großen Hund eines Metzgers einen harten Kampf zu bestehen, und trug den Sieg davon.

Ein ander Mal wollte ihm einer seiner Mitschüler auf dem Nachhauseweg seine neue Mütze nehmen; aber er wehrte sich tapfer, und jagte den andern in die Flucht.

Wieder ein Mal vertheidigte er einen kleinen schwächlichen Knaben, welcher von einem stärkern beleidigt wurde, und überwand glücklich den Letztern. Wohl trug er hier einige tüchtige Schläge davon, aber er versicherte den Vater: „weil er sie in einer guten Sache erhalten habe, so wolle er sie gerne tragen.“ Jener streichelte dem hochherzigen

Knaben die glühende Wange, und sagte: „Bleibe treu dieser Gesinnung, und scheue dich nie, für Recht und Pflicht zu kämpfen, sollte Dir auch Schaden und Gefahr dabei drohen.“ Aber, lieber Mann — fiel ihm die ängstliche, zärtliche Mutter ins Wort, wie kannst du den Jungen in seiner Wildheit bestärken? Du solltest ihn davon abzubringen suchen. „Nicht doch, liebes Weib;“ erwiederte der Gatte. „Wenn Hugo aus Streitsucht oder Bosheit in Händel geriethe, dann würde er der Strafe bei mir nicht entgehen; aber wenn seine oder die Rechte Anderer angegriffen werden, dann darf er nicht das Hasenpanier ergreifen, sondern muß sich oder Jene mit Muth vertheidigen, wenn er mein Sohn heißen will. Du selbst, liebe Mutter, würdest an einem ehrvergessenen, feigen Jungen keine Freude haben. Das weiß ich gewiß.“ Frau von Braunfeld lächelte und schwieg. Hugo aber sagte: „Väterchen, erkläre mir doch den Ausdruck, den du erst gebrauchtest — das Hasenpanier? Daß die Hasen furchtsame Thiere sind, das weiß

ich; aber was ist denn das Panier?" Der Major antwortete: „Bei den Kriegsheeren der Alten hieß die Fahne der Panner oder das Panier. Diese erhielt vom Herzog der Edelmann, welcher 10 gutbewaffnete Soldaten ins Feld führen konnte. Jeder Krieger muß aber zur Fahne schwören, dieß Zeichen in der Schlacht nicht zu verlassen, sondern ihm zu folgen. Allein ein Häufchen Hasen, würde gewiß mit sammt seinem Panier oder seiner Fahne, (wenn es eine führen könnte) bei der geringsten Annäherung eines Feindes die Flucht nehmen; und wer furchtsam ist, es mit ihnen halten, daher rührt also das Sprüchwort: „Der Feige ergreift das Hasenpanier. — Einen Ausdruck jedoch, der einen muthvollen Mann bezeichnet, kann ich Dir, mein Hugo, auch hier anführen, und aus der Sitte der alten Zeit erklären. Ich meine die Redensart: „Jemanden die Stirne oder die Spitze bieten. — Ehe das Schießpulver erfunden wurde, gebrauchte man im Treffen Speere oder Lanzen. Diese bestanden aus langen Stangen, welche vorne

am Ende mit eisernen Spitzen versehen waren. Wollte man demnach den Feind angreifen, so mußte man mit der Spitze auf ihn zurennen und ihm ziemlich nahe kommen, auch dem Gegner ins Gesicht sehen, also ihm sowohl die Lanzenspitze als die eigene Stirne muthig darbieten, wozu nun wohl viel Tapferkeit gehörte, weswegen man noch jetzt von einem muthvollen Manne sagt: „Er bietet dem Feinde die Spitze, oder auch, er bietet ihm die Stirne.“ Vater! fiel ihm Hugo ins Wort, ich werde mich nie scheuen, meinem Gegner ins Auge zu blicken und mit dem Hasenpanier hat es bei mir gute Wege. — Der Major drückte den Knaben an sein Herz und erwiederte: „Wohl, mein lieber Sohn! aber hüte dich, daß deine Furchtlosigkeit nie in Tollkühnheit ausarte und dein Muth dich nie zur Härte verleite.“ Der Knabe versprach es und wurde unter der Leitung seiner trefflichen Aeltern vor jenen Abwegen bewahrt, ohne an seiner angebornen Unerschrockenheit zu verlieren.

Er ist ihm recht auf dem Dache.

Ein verzogenes Söhnchen war Alexander und besaß viele Unarten. Als das einzige übrig gebliebene Kind, von 4, welche ihnen der Tod geraubt hatte, hegten die Aeltern eine Liebe für ihn, welche in die größte Schwachheit ausartete, und mit der sie ihm jeden Fehler ungerügt hingehen ließen. Er war zur Unwahrheit, Klätscherei und List, zur Ungenügsamkeit und Näscherei geneigt; denn so viel er erhielt, war es ihm doch immer nicht genug, und er suchte sich auf heimlichen und unrechten Wegen Manches zu verschaffen. Auch trug er es häufig darauf an, die Hausgenossen zu veruneinigen, und Zwietracht und Verdruß anzustiften.

Da war er denn wirklich den Aeltern eigentlich mehr zur Strafe, als zur Freude erhalten, und der Aerger nagte heimlich an ihren Herzen. Laut wagte es indessen keines von ihnen, dem kleinen Abgott, (Alexander war 8 Jahr alt) unsanft etwas abzuschlagen, ernst ihn zu tadeln, noch weniger ihn zu züchtigen, und hätte auch der Vater, seiner bessern Ueber-

zeugung nach, doch zuweilen mit jenem strenger verfahren mögen, so stund ihm die Mutter mit Vorstellungen, Bitten und Thränen immer entgegen, und nöthigte ihn, den Knaben zu seinem Nachtheil immer zu schonen. Aber Frau Jagemann starb, ihr Gatte, sowohl durch seine Amtsverhältnisse gedrängt, als auch gegen seine schwache Liebe zu Alexander selbst mißtrauisch, entschloß sich, einen jungen Mann zu suchen, der die Leitung und Erziehung seines Söhnchens übernehmen würde. Die Führung seines Hauswesens hatte er seiner Schwester, einer der würdigsten ihres Geschlechts, übertragen, und das Glück war ihm auch bei jener Wahl günstig. Ein wackerer Jüngling, der eben seine Studien geendigt hatte, kam zu Herrn Jagemann, um bei diesem, der ein geschickter Rechtsgelehrter war, in der Angelegenheit einer seiner Freunde sich Raths zu erholen. Walther war älternlos, besaß ein geringes Vermögen, und blickte mit Bangigkeit in die dunkle Zukunft, da er, nach seiner Meinung, eine Anstellung als Geistlicher, (welchem Stand er sich gewidmet hatte) vielleicht lange vergeblich

entgegen harren würde, und nicht wußte, wie er sich bis dahin redlich fortbringen könne. Wie höchst erwünscht war ihm daher das Anerbieten des Herrn Jagemanns, als Hauslehrer bei ihm einzutreten, und bereitwillig übernahm er, alle damit verbundenen Obliegenheiten, obgleich die ganze Stadt davon sprach, daß Alexander ein böser Junge sey, und dieß auch Walther schon zu Gehör gekommen war; aber er vertraute seinem redlichen und festen Willen, das Kind zu bessern, und entschloß sich getrost dazu, besonders da ihm die Aeusserungen des Vaters hoffen ließen, daß er in seinem Erziehungsplan nicht gestört werden würde; denn sobald die Tante Alexanders Untugenden bemerkt hatte, machte sie es ihrem Bruder zur Gewissenssache, dem Knaben die bei ihm eingewurzelten Fehler mit aller Macht abzugewöhnen, wovon sich Herr Jagemann selbst überzeugte, und also dem Hofmeister gänzliche Vollmacht über das Kind ertheilte. Walther, im Verein mit der verständigen Tante, wachte nun über Alexander mit solcher Sorgfalt, daß ihm kein Schritt desselben un-

bemerkt blieb; ja er bestrebte sich sein ganzes Wesen, seine Gefühle und Neigungen so genau kennen zu lernen, daß ihm Nichts entgehen konnte, was der Knabe dachte und that. So war er und die Tante dahinter gekommen, daß er mit einem Knaben Umgang pflegte, welcher sehr verdorben, und also ein höchst schädlicher Freund für Alexander war. Streng wurde ihm deswegen geboten, diesen zu meiden; allein er wagte es doch einmal, als Herr Walther nothwendig ausgehen mußte, und Frau Weiler im Hauswesen sehr beschäftigt war, sich zu jenem zu schleichen. — Der Lehrer fand bei seiner Zurückkunft die aufgegebene Arbeit seines Zöglings unangerührt, vermißte seine Mütze an dem für sie bestimmten Ort, und Alexander kramte in seinem Spielschränkchen, und schien erhitzt und unruhig. Walther rief ihm freundlich, aber zögernd und verlegen nahte sich jener. Ersterer strich ihm lächelnd die glühende Wange und sagte: „armer Schelm! wie hast du dich abgelaufen, um noch vor mir zu Hause einzutreffen. Daß auch Franz so gar entfernt wohnen muß, nicht wahr?“ — Alexander

wurde hochroth, er schlug die nassen Augen zu Boden und konnte kein Wort hervorbringen, denn er sah sich und seine Schuld durch des Lehrers Scharfblick verrathen. „Zeig mir doch einmal das Spielwerk, das dir wahrscheinlich Franz gegeben hat, und das du unter deine Sachen verstecken wolltest,“ fuhr Walther fort. Dieß war ebenfalls nur eine Vermuthung desselben, und wenn auch nicht ganz richtig, so hatte er doch nicht weit weggefehlt. Franz beredete nämlich Alexander zu einem Tausch, gab ihm mehrere halb leere Farbmuscheln und verlangte dagegen von ihm ein fast ganz neues Kästchen mit schöner farbiger Tusche. Weinend zog nun Alexander dieß aus der Tasche, gestund dem Lehrer alles, und flehte um Verzeihung. Er erhielt sie unter der Bedingung, daß er solch ein Vergehen und solch einen Ungehorsam nie mehr sich zu Schulden kommen lasse. — Ein andermal überraschte Walther Alexandern in einem eifrigen Gespräch mit der Stubenmagd, doch als ihn jener bemerkte, eilte er schnell ins Gärtchen am Hause. Nicht lange, so entstand ein hef-

Er ist ihm recht auf dem Dache.

tiger Streit zwischen dem Dienstmädchen und dem Bedienten. Alexander hatte ihr vorgeplaudert, daß Johann bei dem Vater ausgesagt habe, Clara sey höchst nachläßig, fügte auch noch mehr Unwahres hinzu, und veranlaßte dadurch einen solchen Spektakel, daß Alexander den Streit bis in seinen Versteck hörte, wobei es ihm recht unheimlich wurde. Ehe er sich's versah, erschien auch Herr Walther, und verurtheilte den Knaben, den Domesticken Abbitte zu leisten, zu gestehen, daß er durch seine Klätscherei und Uebertreibung diesen Verdruß herbeigeführt habe, und die Zürnenden durch dringende Bitten zur Versöhnung zu bewegen. Dieß war eine harte Buße, aber Herr Walther blieb in seinen Forderungen unbiegsam, und Alexander mußte gehorchen. — Bei Tische, wo sonst der Knabe Alles tadelte, viele Speisen ganz verschmähte, und immer etwas besonders haben wollte, heilten ihn die strengen Blicke, die ernsten Ermahnungen, ja oft die Drohung eines für mehrere Stunden bestimmten Fastens, (das auch anfangs genau in Erfüllung gieng,) nach und nach vollkom-

men von jenen Unarten, und Herr Walther duldete es nicht, daß irgend eine Näscherei ihn wieder zur alten Neigung zurückführen durfte. Ueberhaupt war er Alexandern recht auf dem Dache; das heißt: er beobachtete so scharf all sein Thun und Treiben, wie Einer, der, — wenn es möglich wäre — sich auf dem Dache eines Andern aufhielte, durch dasselbe in das Haus blicken, von oben herab Alles, was darinnen vorgeht, bemerken, und — hätte er die Macht dazu — Nichts erlauben würde, was ihm unrecht schiene.

Auf diese Weise blickte auch Walther in Alexanders Inneres, oder gleichsam in die Wohnung seines Geistes und Herzens. Ihm entgieng Nichts, was in demselben sich regte, so wenig als was daraus in Handlungen hervortrat.

Alexander hatte davon schon oft Beweise erhalten, dadurch hohe Achtung und kindliche Scheu vor seinem Lehrer bekommen, und da dieser zu rechter Zeit, Ernst mit Milde und Freundlichkeit zu vereinigen wußte, so gewann er auch seines Zöglings Liebe und Zutrauen,

und es gelang ihm, einen vorzüglichen Jüngling aus ihm zu bilden.

Es kräht kein Hahn darüber.

In der alten Zeit war es besonders bei den Griechen gebräuchlich, daß diejenigen, welche von einer schweren Krankheit genaßen, dem Gott der Gesundheit, welcher Aesculap hieß, einen Hahn zum Opfer brachten. Wenn diesem das Messer an die Kehle kam, so verkündigte er durch sein Geschrei jene Handlung, und oft wurde erst dadurch die Krankheit oder Genesung einer Person, ja zuweilen vielleicht diese selbst erst bekannt. Ganz geringe Leute werden es jedoch völlig unterlassen haben, und wenn also kein Hahn ihretwegen krähte, so war es ein Beweiß ihrer gänzlichen Unwichtigkeit.

Ohne übrigens den Sinn dieser Redensart zu verstehen, hörte sie der 9jährige Adolph, ein tieffühlender Knabe, von einem armen, unglücklichen Mädchen, das als Waise bei unfreundlichen Verwandten das Gnadenbrod aß.

Als Agathe den Verlust ihrer Aeltern erlitten hatte, kam sie zu Herrn Hubert, einem reichen, kargen Handelsmann, welcher in derselben Straße, in welcher Adolphs älterliches Haus war, wohnte. — Die, im Alter gleichen Nachbarskinder, begegneten sich oft auf dem Schulweg, wurden nach und nach mit einander bekannt, und unterhielten sich auf trauliche Weise. Adolph lebte eine fröhliche Jugend, und erzählte dem Mädchen mit leuchtenden Augen von seinem herrlichen Spielzeug, von seinen Vergnügungen, die er in dem verwandschaftlichen Kreise genoß, von seinen Aeltern und ihrer Liebe und Zärtlichkeit. Agathe hörte mit freundlicher Theilnahme zu, erwiederte aber seine Mittheilungen lange nicht. Endlich einmal fragte sie Adolph: „Warum erzählst Du mir denn aber gar nichts von Dir? Du läßt mich immer alleine plaudern, und bist mäuschen stille.“ „Ach, guter Adolph, versetzte Agathe, was könnte ich von mir sagen! Bei mir sieht ein Tag dem andern ähnlich. Still und freudenlos schwindet jeder dahin. Ob mir dieß gefällt oder nicht, ob es mir

gut geht oder nicht, darüber kräht kein Hahn. Ja ich glaube, ich dürfte heute sterben, es würde auch kein Hahn darüber krähen." Adolph fiel nach dieser Rede in tiefes Nachsinnen, und als er nach Hause kam, eilte er zur Mutter, theilte ihr Agathens Aeusserungen mit und ihre Klagen, und bat sie auch, die sonderbare Redensart, welche das Mädchen dabei gebrauchte zu erläutern. Frau Hagen gab ihm diese Erklärung, welche der Geschichte vorausgeschickt worden ist; zeigte übrigens das herzlichste Mitleid mit dem armen Mädchen und sagte: „Ja, ja; ich kenne den saubern Patron. Herr Hubert ist im Handel und Wandel ein Filz, und denkt nur immer an seinen Vortheil, sorgt nur stets für sich. Seine Ehehälfte ist ihm ganz ähnlich, und so glaube ich wohl, daß die arme Agathe ihnen eine Last, wenigstens ein sehr gleichgültiges Wesen seyn wird." Adolph wurde immer nachdenklicher. Das Schicksal der armen Mitschülerin schmerzte ihn tief, und er konnte kaum den nächsten Tag erwarten, wo er Agathen seine Theilnahme versichern wollte. „Du bist ein guter

Junge! erwiederte jene, und mir ist es ein wahrer Trost, daß ich doch Jemand gefunden habe, der Antheil an meinem Geschicke nimmt, besonders freut mich dieß von Deiner gütigen Mutter. O sag es ihr, hörst Du!" „Ja, das will ich thun;" antwortete Adolph. „Ach, Du glaubst nicht, fuhr er fort, wie gut mein Mütterchen ist, Du wirst es gewiß auch noch erfahren, da sie jetzt weiß, wie übel Du daran bist; und das wäre mir recht lieb, setzte er mit Feuer hinzu; denn das fatale Sprichwort, daß kein Hahn über Dein Schicksal kräht, mag ich nicht mehr von Dir hören, sollst es auch in Zukunft nicht mit Wahrheit von Dir sagen können." — Wirklich hatte der Knabe Recht. Der menschenfreundlichen Frau Hagen gieng Agathens Verlassenheit sehr nahe. Sie nahm sie zu sich, und erzog sich in ihr eine liebende, würdige Tochter, welche Adolph, ihrem Retter, mit schwesterlicher Treue ihr ganzes Leben hindurch ergeben blieb.

Wer mitten im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden.

Otto's Vater war ein Buchhändler, der ein ausgebreitetes Geschäft trieb, unter andern auch sehr viele Kinderschriften und Bilderbögen im Verlag hatte, und jährlich seinen Vorrath mit neuen hübschen Artikeln bereicherte. — Sein einziger Sohn, Otto, erhielt von jedem dieser Gegenstände immer seinen Antheil, und so hatte der Kleine eine sehr schöne Sammlung Kinderbücher und eine große Anzahl Bilderbögen. Kamen nun junge Freunde zu ihm, so konnten diese das Vergnügen, welches ihnen die Jugendschriften und die netten Kupfer gewährten, nicht hoch genug rühmen. Besuchte hingegen Otto einen seiner Gespielen, so sah es oft bei diesen, hinsichtlich der obigen angenehmen Unterhaltung sehr ärmlich aus; da gab es vielleicht 2, höchstens 3 Büchelchen, und oft unter einem Stoß Kupferbögen kaum 6 saubere; die andern waren verletzt, beschmutzt, halb gemahlt und nicht vollendet. Otto aber illuminirte hübsch die sei-

nigen, heftete sie dann zusammen und da er immer mit neuen beschenkt wurde, so kam er nach und nach im Besitz von recht vielen solcher Hefte, welche ihm und seinen Gespielen große Freude verursachten. Einst wurde Otto wieder zu einem Schulkameraden gebeten, es gab mancherlei Spielzeug zur Belustigung und die Knaben waren sehr vergnügt; endlich fragte Otto nach Büchern und Bilderbögen; Carl brachte seinen ganzen kleinen Vorrath, als Otto aber darinnen blätterte, rief er bei dem Einen: „O das ist schon alt!“ bei dem andern: „das habe ich schon vor 2 Jahren erhalten!“ bei dem dritten: „ach, wie ist dieß Buch verdorben! da ist das meinige noch wie neu;“ und die Kupferbögen legte er ganz schnell bei Seite und sagte: „die mag ich gar nicht ansehen, die sind zu schlecht.“ „O! Du verachtest auch alles, was ich habe!“ versetzte zürnend Carl, der kleine Hauspatron. „Ich bin freilich nicht so gut daran wie Du, daß ich so viele schöne Bücher und Bilderbögen habe, aber woher kommt es? — Wer mitten im Rohr sitzt, der hat gut Pfei-

fen schneiden.“ „Was soll denn das heißen? fragte Otto lächelnd. Carl antwortete: „Dieß bedeutet Deine glückliche Lage, Du Reicher! Du hast gut reden, wenn mein Vater ein Buchhändler wäre, hätte ich auch mehrere und schönere Werkchen; Du aber bist, wie Einer, der mitten im Schilfrohr sitzt, und sich also nach Herzenslust Pfeifen schneiden kann.“ „Wohl ist dieß wahr, erwiederte Otto, ich bin in dieser Hinsicht sehr glücklich, aber etwas Verdienst habe ich eben doch bei meinem Reichthume, lieber Freund. Ich gebe auf meine Bilderbögen und Jugendschriften recht Acht, daß sie nicht verdorben werden. Ueber jedes Buch wird sogleich ein Einband gemacht, ich hüte mich eins anzufassen, wenn ich nicht ganz reine Hände habe, spiele nie mit den Blättern, damit sie keine Risse bekommen, oder verbogen werden, und stelle sie sorgfältig sogleich auf mein Bücherbrett, wenn ich sie nicht mehr gebrauche. Mit meinen Bilderbögen verfahre ich eben so, und hefte sie, wie Du gesehen hast, zusammen, wodurch sie auch besser erhalten werden.“ „Dieß ist frei-

lich lobenswerth, fiel Ernst, Carls ältester Bruder, ins Wort, und fügte, indem er sich an diesen wandte, hinzu: es wäre recht gut, wenn Du dem schönen Beispiel nachfolgen würdest." Carl fühlte die Wahrheit dieser Ermahnungen, und erwiederte: „Ich will es auch thun, aber Du mußt mir dazu behülflich seyn, denn nie habe ich ein Buch eingebunden oder zusammen geheftet." „Das will ich Dich lehren, versetzte Otto. Bitte Deinen lieben Vater um einige Bogen Papier, daß wir unverzüglich Hand ans Werk legen können." Carl gieng bei Otto in die Lehre, und seine Bücher erhielten alle einen saubern Einband. Aber jener ließ es nicht alleine dabei bewenden. Am andern Tag brachte er seinen Gespielen einige der neusten Jugendschriften und ein ganzes Heft hübscher Bilderbögen, welche Freude bereitete er dadurch dem kleinen Carl! Jubelnd fiel er dem Freunde um den Hals, und gelobte ihm wiederholt die größte Achtsamkeit auf diese schönen Geschenke. Wirklich hielt er Wort, dafür konnte er auch jährlich auf eine ähnliche Gabe von dem gutmüthigen Otto

rechnen und die Freundschaft beider Knaben wurde eine der innigsten unter ihres Gleichen.

Rosalie trägt die Nase hoch.

Josephine hatte eine ziemlich bedeutende Krankheit überstanden, und da sie in derselben durch ihr Betragen, die Liebe ihrer Aeltern, welche sie ohnehin schon im hohen Grade besaß und auch verdiente, sich, wo möglich, noch mehr erworben hatte, so suchten jene ihre Freude über der guten Tochter Wiederherstellung auf alle Weise an den Tag zu legen; darum wurde auch ein Genesungsfest im Zirkel von Josephinens Freundinnen zu feiern beschlossen, und die Mutter besprach sich vorher mit ihr, wer Alles daran Theil nehmen sollte. — Zwei liebe Geschöpfe, Josephinens vertrauteste Freundinnen, durften natürlich nicht dabei fehlen; dann bestimmte man einige Mädchen aus dem weitern Kreis ihrer Bekannten, und aus Rücksicht gegen die Aeltern wurden noch ein Paar gewählt, mit denen Josephine seltener zusammen kam. Alle kannte man aber

als gesittete und gutartige Kinder, welchen Josephine mit herzlicher Liebe zugethan war. Während jener Berathung kam Vater Stiller nach Hause, und nahm Theil an dem Gespräch der Seinigen. „Seegers Rosalie wollt ihr nicht einladen?“ fragte er, als man ihm die kleinen Gäste nannte, die gebeten werden sollten. „O nein, Väterchen!“ wandte Josephine sanft ein, „Rosalie paßt nicht recht zu uns, sie ist gar zu stolz und hochmüthig, wenn sie mich an einem dritten Ort trifft, so scheint sie mich gar nicht zu kennen, und auch meine Freundinnen klagen, daß sie von ihr nur über die Achsel angesehen werden.“ — „Dieß ist freilich fatal, erwiederte Herr Stiller, denn es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn sie zu dieser Gesellschaft hätte genommen werden können, da ich ihrem Vater große Verbindlichkeiten schuldig bin.“ „Ey nun, wenn Du es wünschest“ versetzte die Gattin, „so wird Josephine sich auch in Deinen Willen zu fügen wissen.“ „Ja wohl, sagte das Mädchen; dann ist es etwas anders, und ich will mir schon Mühe geben, damit das gute Einverständniß und das Ver=

gnügen meiner kleinen Gesellschaft durch Rosaliens Gegenwart nicht gestört wird.“ Herr Stiller küßte sein Töchterchen herzlich, und — Rosalie wurde eingeladen. Sie erschien, aber mit welchen stolzen Mienen, Worten und Gebehrden! Steif trat sie in das Zimmer, verbeugte sich gegen Frau Stiller mit vornehmem Anstand, und begrüßte mit nachläßigen Kopfnicken die anwesenden Mädchen. Josephine suchte sie durch Herzlichkeit zu gewinnen, und als es ihr nicht gelang, so beobachtete sie nur die gewöhnlichen Höflichkeitsregeln gegen sie, und strebte nun ihre andern Freundinnen mit verdoppelter Gefälligkeit und Aufmerksamkeit für die zurückstoßende Kälte Rosaliens zu entschädigen. Nach und nach schien man die Stolze gar nicht zu beachten, und belustigte sich unter einander ungestört mit allerlei unterhaltenden Spielen und traulichem Geplauder. Frau Stiller aber beschloß, Josephine für ihren Gehorsam, mit dem sie des Vaters Wunsch erfüllte, zu belohnen, und den Zwang, welchen Rosaliens Anwesenheit der kleinen Versammlung anfangs anlegte, zu erleichtern; und da

Jene sich ohnehin für die Mädchen zu groß dünkte, so übernahm es die Mutter, mit ihr öfters ein Gespräch anzuknüpfen. Jedoch selbst Frau Stiller fand sie in ihrem Benehmen unerträglich, und war froh, daß Rosalie viel früher als die übrigen Gäste abgeholt wurde. Nun erst gieng es noch ein Stündchen recht munter und fröhlich zu, und die kleine Gesellschaft trennte sich endlich mit der Versicherung gegen Josephine, daß sie wieder Alles aufgeboten habe, ihren Freundinnen einen vergnügten Abend zu bereiten. —

Beim Abendessen kam das Gespräch auf den versammelt gewesenen Mädchenkreis, und Frau Stiller äußerte gegen ihren Gatten: „Josephine hat Recht, Rosalie trägt die Nase gewaltig hoch, ja sie wirft oft den Kopf so stark zurück, daß ihr Nasenspitzchen, statt wie bei andern ehrlichen Leuten abwärts zum Boden gekehrt steht, sich aufwärts gegen die Zimmerdecke wendet. Ich bin überzeugt, daß selbst ich, im Vergleich mit ihrem eitlen Persönchen, in ihren Augen geringfügig erschien, denn dieß sprach einigemal ihr Betra-

gen auch gegen mich aus. O welch ein häßlicher Fehler ist der Hochmuth! und wie lächerlich macht sich der Stolze bei allen Verständigen, wie unangenehm ist seine Nähe und — was das Allerärgste ist, wie gram ist er seinem eigenen Heile; denn sein Eigendünkel läßt ihn nicht zur Erkenntniß seiner Fehler und Schwachheiten gelangen; er bleibt auf der Stelle stehen, wo er sich für ausgebildet und vollkommen hält, ohne weiter zu schreiten, und ladet viele Schuld auf sein Gewissen, indem er andere kränkt und beleidigt. Hüte dich ja, liebe Josephine," fügte sie hinzu, und reichte ihr die Hand; „hüte Dich ja vor jener schlimmen Eigenschaft, und bleibe anspruchslos und bescheiden, wie bisher. Nur den Demüthigen ist der Herr gnädig." — Josephine küßte die dargebotene mütterliche Hand und gelobte: Rosaliens Betragen als ein abschreckendes, der Mutter Handlungsweise aber als ein leuchtendes Beispiel immer vor Augen zu haben. —

Er schlägt Alles in den Wind.

Poldchen schaute durchs Fenster in seinen großen Hofraum, hatte in einem Körbchen seine Federchen neben sich stehen, und ließ eins um das andere in die Luft hinausfliegen, dabei bewegte er schnell die Hände, wodurch ein Wind entstand, der die leichten Dingerchen weit wegführte, was dem Kleinen viel Spaß gewährte. Die Mutter kam dazu. „Mein Himmel!“ rief sie, als sie ihn und seine Beschäftigung erblickte, „wer hat Dir denn von meinen Federn diese hier gegeben?“ — Poldchen erwiederte kleinlaut: „Ich habe sie mir selbst genommen, Vetter Christoph erzählte mir neulich, daß er sich öfters diesen Zeitvertreib mache, und da wollte ich es auch probiren. Sieh' Mütterchen, wie ich die Federn in den Wind schlage, und wie sie fliegen, ist dieß nicht hübsch? Auch kleine Stücken dünnes Papier lassen sich auf solche Art forttreiben. Warte nur ein wenig, ich will es Dir gleich zeigen.“ Frau Ringel wandte ein: „Ey mit dem Spiel machst Du mir gar keine Freude. Fürs Erste

komme ich dadurch um meine mühsam gesammelten Federn, und dann ist es kein gutes Zeichen, daß Du an dieser Unterhaltung Vergnügen findest. Verwirklicht stellst Du damit vor, was ich Dir schon oft bildlich als Vorwurf gesagt habe: Du schlägst Alles in den Wind! Das heißt, es sind recht oft ernstliche Vorstellungen, gute Lehren und Ermahnungen vergeblich an Dich verschwendet worden. Mein leichtsinniges Pürschchen beachtet nichts, was ihm geistigen Gewinn bringen könnte, sondern jagt Alles nutzlos, wie meine vergeudeten Federchen, in den Wind." Leopold schlang seinen Arm um den Nacken der Mutter, und versetzte: „Nicht doch, Herzensmütterchen! Ich folge Dir gewiß in Zukunft, zürne nur nicht." Frau Ringel antwortete: „Das soll mir lieb seyn; es möchte Dich auch zu spät gereuen, wenn Du nicht achtsamer werden würdest. Soll ich Dir ein Beispiel von solch einem schädlichen Leichtsinn erzählen? „O ja, fiel ihr Poldchen schnell ins Wort, Du weißt, ich höre recht gerne Geschichtchen. — Frau Ringel begann:

„Mit großem Leidwesen überzeugte sich der wackere Schullehrer Emeran und seine Gattin, daß sie an ihrem Philipp einen recht ungehorsamen nnd leichtsinnigen Sohn besäßen. Schon als ganz kleiner Knabe beachtete er der Aeltern Gebote und Verbote nicht, sondern that, was ihm beliebte; erlitte aber auch dafür manche unvermeidliche Strafe. Vergeblich warnte ihn z. B. der Vater vor gefährlichem Klettern, was ihm eine große Lust war, und siehe da — einmal stürzte er von der obersten Sproße einer Leiter herab, und brach den rechten Arm. Ein andermal übertrat er der Mutter Ermahnung, ja nicht zu trinken, wenn er erhitzt sey, und — eine langwierige Krankheit, welche ihn dem Tode nahe brachte, war die Folge seines Ungehorsams. Kurz Alles, was die Aeltern ihm sagten, schlug er in den Wind. Auch Charakterfehler ließ er sich auf diese Weise nicht abgewöhnen. Statt den unbemittelten Aeltern durch Sparsamkeit, Fleiß und Ordnungsliebe Manches zu erleichtern, sann er nur immer darauf, wie er das wenige Taschengeld, das ihm jene geben konnten, für

unnützes Zeug verschwenden, und wie er seine Zeit in Zerstreuungen und Vergnügungen hinbringen könne. Der Vater machte ihm die dringendsten Vorstellungen, allein vergeblich. Philipp drehte sich auf einem Bein herum, pfiff ein lustiges Liedchen, begab sich schnell zu seinen saubern, ihm ähnlichen Spießgesellen, und — Alles blieb beim Alten. Was war aber das Ende? Die Aeltern starben; Philipp hatte wenig gelernt und brauchte viel, sein Vermögen langte nicht zu; nun wurden Schulden gemacht, und da er sie nicht wieder bezahlen konnte, so nahmen ihm die Gläubiger Alles, was er hatte, und er mußte sein Leben auf die traurigste Weise, mit dem Bettelstab in der Hand, beschließen." —

Poldchen hatte aufmerksam zugehört; als Frau Ringel ihre Erzählung schloß, nahm er das Körbchen mit den Federn, drang es jener auf und sagte: „Da nimm, nimm Mütterchen! Ich mag nichts in den Wind schlagen; nicht einmal die Federchen, geschweige Deine treuen guten Lehren. Gewiß! Du sollst in Zukunft nicht über mich klagen dürfen, ich will

Allem, was Du forderst, gehorsam nachzukommen suchen.“

Frau Ringel freute sich herzlich über dieß Versprechen; noch mehr über Poldchens Beharrlichkeit, mit welcher er dasselbe erfüllte.

Richard spricht recht ins Blaue hinein.

„Du bist ein bedauernswürdiger Mensch!“ sagte Richard von Bielefeld, ein Junkerchen, das nicht viel Verstand besaß, und immer schwatzen wollte, zu einem seiner Bekannten, der von bürgerlicher Herkunft war. „Du bist übel daran, Günther,“ wiederholte er, „daß Dein Vater kein Baron ist. — Der meinige hat einen Adelsbrief von erstaunlicher Größe, und den erbe ich auch einmal. Ferner geht er bei jeder Gelegenheit den meisten Bewohnern des Städtchens, auch Deinem Vater im Range vor; und Du mußt mich ebenfalls voran lassen, wenn wir z. B. mit einander zu Amtmann Felner kämen, da müßtest Du mich zuerst in das Zimmer gehen lassen, und hinten nach trollen, weißt Du wohl? — Ueber-

dieß ist mein Vater sehr reich. O Günther! eine Kasse besitzt er, schwer von Eisen, mit großen, großen Schlössern, und darinnen ist eitel Gold und Silber. Er will auch ein Gut kaufen und von hier wegziehen, unter so armen Schluckern, wie ihr seyd, mag er gar nicht leben." — „Glück auf die Reise!" erwiederte kalt und trocken der Andere. „Ich bin es zufrieden, damit Gott befohlen!"— Günther ließ Richard stehen; dieser aber plauderte noch immer fort für sich und sagte: „Es ist nichts als Neid und Mißgunst, daß Günther so gleichgültig mir zuhörte. Ja, ja, es ist ihm nicht zu verdenken. Reichthum und vornehmer Stand sind keine kleinen Vorzüge, und, wenn man noch überdieß so manche Kenntnisse besitzt, wie unser eins.—" „Nun, Männchen, was weißt Du denn?—" rief hinter ihm eine Stimme. Richard sah sich erschrocken um, und erblickte Eugen, des Predigers Sohn, welcher fort fuhr: „Du schwätzst ja recht ins Blaue hinein, und hast gar keine Zuhörer, als eben die lieben blauen Wolken über Dir, und die Bäume, Sträuche und Felder neben

Dir.“ (Richard befand sich nämlich vor der Stadt; er war ein wenig ums Thor gegangen und hatte Güntheren begegnet, mit dem er obiges Gespräch angeknüpft hatte.) Richard wiederholte Eugen, was Jener von ihm hören mußte, und prahlte nun auch mit seinem bischen Wissen, wobei er gewaltige Fehlgriffe that. Er behauptete z. B. „Ostindien wäre eine Stadt in Spanien, der Krebs ein Insekt, der Messing sey eine Abart vom Gold, und der Palmbaum gäbe uns den Kaffee.“ „Oho, über den Gelehrten!“ lachte Eugen. „Ich muß es Dir nochmals versichern, Du sprichst recht ins Blaue hinein, ohne zu wissen, was Du redest. Ist denn nicht Ostindien der bedeutendste Theil von ganz Asien? Das wäre mir eine große Stadt. — Und der Palmbaum trägt Datteln und keinen Kaffee; dieser hat seinen eigenen Baum, welcher der Kaffeebaum heißt, von dem eine Frucht in Gestalt einer Kirsche kommt, deren Kern unsere Kaffeebohne ist. — Der Krebs ferner gehört eigentlich zu dem Amphibiengeschlecht, welche Thiere in und ausser dem Wasser leben können, und der

Messing ist ein Metall, der aus mehreren zusammengesetzt ist, aber nichts weniger als eine Art Gold. Trage nur Deine Rechenpfennige zum Goldschmidt, und höre, was er Dir dafür geben will." — Die Knaben waren unter diesem Gespräch ins Städtchen zurückgekehrt. Richard begab sich in seine Wohnung, Eugen aber traf auf Günthern, welcher ihm in gereizter Stimmung die vorigen Aeusserungen des eingebildeten jungen Baron's mittheilen, und sich über die ihm dadurch wiederfahrene Beleidigung beklagen wollte. Aber Jener fiel ihm in die Rede, und sagte, daß er schon Alles wisse, und daß sich Günther beruhigen möge. Abermals gebrauchte er das Sprichwort: „Der Mensch spricht recht ins Blaue hinein. „Da glättete sich Günthers faltige Stirn, er lächelte und fragte: „was willst Du denn damit sagen, lieber Eugen?" Dieser antwortete: „Es heißt so viel: als hätte Richard nur mit dem ihn umgebenden Horizont gesprochen, und nicht zu verständigen Menschen, die seine Aeusserungen zu beurtheilen vermögend sind. Seine Worte verfliegen in der Luft, ohne eine Spur zurück zu

lassen. Darum gräme Dich nicht, lieber Günther, über das einfältige Geschwätz. Du bleibst doch ein wackerer und glücklicher Junge, mag Dich Richard verachten oder mitleidig beklagen.“ Jener stimmte getröstet dem Freunde bei, und Beide brachten in Eugen's Wohnung noch ein paar vergnügte Stunden mit einander zu.

Fanny sitzt in keinem Rosengarten.

Lieutenant Stein verlor in einem Zweikampf sein Leben, und hinterließ eine junge hübsche Gattin und ein kleines Töchterchen von 3 Jahren. Gebeugt durch ihr Unglück verließ Jene ihren bisherigen Aufenthalt, und zog in ihre Heimath, wo sie noch Verwandte hatte, auf deren Theilnahme und Beistand sie — wiewohl vergeblich — rechnete. Man bekümmerte sich wenig um sie, und unter mancherlei Sorgen, Beschwerden und Anstrengungen, brachte sie ihr Leben nicht höher, als auf 36 Jahre.

Fanny zählte 16 Sommer, als ihre Mutter starb. Die Bildung, welche sie von ihr erhal-

ten hatte, berechtigte sie zu der Hoffnung, eine anständige Unterkunft zu finden, und in einem öffentlichen Blatte machte sie ihren Wunsch bekannt; wurde auch wirklich von einer durchreisenden Dame als Kammerjungfer in ihre Dienste genommen. Als sie mit ihr in ihrem Wohnort ankam, fand sie daselbst zwei erwachsene Töchter ihrer Gebieterin, und noch eine Verwandte derselben. Fanny fügte sich bald, nach den von ihrer Mutter geerbten Grundsätzen, in ihre Lage, und erfüllte treu und pünktlich ihre Pflichten. Demungeachtet hatte sie mancherlei Unannehmlichkeiten zu ertragen. Aber ein großes Glück wurde ihr auch in ihrem neuen Aufenthaltsort zu Theil. Sie fand nämlich eine treue vertraute Freundin in Liddi Bucher, der Tochter eines berühmten Arztes, welche sie durch diesen kennen lernte. Fanny erkrankte nämlich, und ihre Herrschaft sah sich genöthigt, nach Doktor Bucher zu schicken. Er traf die Kranke in einem abgeschiedenen Kämmerchen, alleine, verlassen, und Alles, was er verordnete, Alles, was Fanny brauchte, wurde ihr mit sichtbarem Widerwillen und auf unfreundliche

Weise gegeben. Endlich war sie so weit hergestellt, daß sie das Bette verlassen konnte, und der Arzt drang darauf, daß sie sich nicht in der ungeheitzten Kammer aufhalten solle; sie wurde in das Gesindezimmer verwiesen, und ihr, sobald sie den Kopf in der Höhe halten konnte, viele Handarbeit übertragen. Als der Doktor dagegen eiferte, wie er sie einmal emsig nähend fand, so erwiederte eines der Fräuleins, das gerade zugegen war: „Ey, das wird sie nicht um's Leben bringen, es giebt eben gar viel bei uns zu thun, sie darf die Hände nicht müssig in den Schoos legen." Freimüthig tadelte der Menschenfreund dieß harte Benehmen, und da er bei der kränkelnden Dame vom Haus, wegen seiner Geschicklichkeit hochgeachtet, und unentbehrlich war, so konnte er immerhin ein ernstes Machtwort sprechen, auf welches Fanny ihrer Arbeit überhoben, und überhaupt bei ihrer zurückgebliebenen Schwäche geschont wurde. — Noch unwillig über die gemachten Erfahrungen im Wellenrodischen Hause, erschien Vater Bucher ganz verstimmt bei den Seinigen am Mittagstisch. „Was ist Dir verdrüßliches

begegnet, Väterchen?" fragte Liddi schmeichelnd, und strich jenem die faltige Stirn. Er erwiederte mit einiger Heftigkeit: „Ich habe wiederholt erlebt, daß bei manchen reichen und vornehmen Leuten das Gehirn nicht auf dem rechten Flecke sitzt, und die das Recht zu haben vermeinen, andere, ihnen untergebene Menschenkinder mißbrauchen zu dürfen. Ein wackeres, gebildetes Mädchen dient bei der Baronin Wellenrode als Kammerjungfer, und sitzt wahrhaftig dort in keinem Rosengarten. Der geitzigen Alten ist Alles zu viel, was sie ihr geben soll, und die Fräuleins lassen sie ihre hochmüthige Laune gewaltig fühlen. Liddi's Herz bewegte des Vaters Erzählung, die er noch weitläuftiger mittheilte, und erweckte den lebhaftesten Antheil an Fanny's Schicksal in ihr. Sie sann still darüber nach, wie es ihr möglich wäre, sich jener zu nähern, und ihre Lage ihr angenehmer zu machen. „Hast Du keinen ärztlichen Auftrag an Deine Kranke, lieber Vater?" fragte sie endlich. Doktor Bucher errieth Liddi's Wunsch, und erfüllte ihn auch. Er ließ durch sie nach Fanny's Befinden fragen,

da er an jenem Tag sie nicht selbst besuchen konnte. Beim ersten Anblick sprach Liddi Fanny's bescheidener Werth, und diese die unverkennbare Theilnahme der Erstern an. Die Besuche wurden öfters wiederholt, und beide Mädchen verband bald die innigste Freundschaft, welches der armen Fanny drückende Verhältnisse erleichterte und versüßte. Liddi fand aber jedesmal auf's Neue bestättigt, was der Vater ihr versichert hatte. Karg wurde des Mädchens treuer Diensteifer belohnt, und mit aller aufmerksamen Bereitwilligkeit konnte sie doch die Töchter des Hauses in ihren ungestümmen und ungerechten Forderungen nicht befriedigen, wo sie dann oft eine höchst kränkende Behandlung zu erdulden hatte, also wirklich in keinem Rosengarten saß, das heißt, in keinen angenehmen Umgebungen sich befand. Liddi weinte oft schmerzliche Thränen über der Freundin trauriges Geschick, und drang bittend in die Aeltern, ob denn keine Hülfe für Fanny zu ersinnen wäre. Doktor Buchern, der vermöge seines Berufs eine ausgebreitete Bekanntschaft hatte, gelang es endlich eine andere Unterkunft

für jene auszumitteln. Sie kam in eine gebildete menschenfreundliche Familie, welche ihren Werth zu würdigen verstand. Hier wurde sie mehr als Freundin und nicht als Untergebene behandelt, lernte daselbst einen wackern jungen Mann kennen, und in einem glücklichen Ehebunde mit demselben, erhielt sie den Lohn für frühere, würdig ertragene Leiden.

Dietrich hat's hinter den Ohren.

Wenn manche Thiere, z. B. Füchse, Hunde, Wölfe u. d. gl. einen Raub, oder sonst Etwas im Sinne führen, so würde man es ihnen nicht anmerken, wenn es nicht ihre lauschende Stellung, ihr Hinschleichen zu dem Ort oder Gegenstand, den sie im Auge haben, und vornehmlich durch ihre zurückgebogenen Ohren es verriethen. Daher mag also jenes Sprichwort herrühren, das einen Menschen bezeichnet, der ganz redlich und unschuldig aussieht, und doch manche schlimme Streiche ausübt. Solch ein Schelm war der 8jährige Dietrich. Man konnte ihn für recht gut und stille halten, wenn man

ihn nach dem äußern Schein beurtheilte, aber dieß war ein gewaltiger Irrthum. Es gab keinen muthwilligeren Knaben als ihn, aber er trieb Alles im Stillen, und sah dabei ganz unbefangen aus.

So schlich er einmal in der Schule hinter die sitzenden Mädchen, und heftete unbemerkt das Kleid der einen, mit dem der Nachbarin zusammen; als sie nun aufstehen wollten, hiengen sie aneinander, und einige, die sich schnell losmachen wollten, zerrissen ihre Röcke. Bej der Untersuchung, wo die Schuld auf Dietrich blieb, wollte es der Lehrer gar nicht glauben, daß Jener der Thäter sey, da er so ruhig und sittsam schien, und sonst keinen Fehler begieng. „Ja, ja, der hat's hinter den Ohren!" riefen einige Kinder, „er hat uns schon mehr solche Stückchen sehen lassen." Und so wars. Er steckte einst auf dem Schulweg einem Knaben unter eifrigem Geplauder, einen Frosch, den er so eben gefangen hatte, in die Tasche, und fragte dann nach einem Buch, das Jener in derselben bei sich trug. Christian langte schnell hinein, und ergriff statt des Buchs, den quacken-

den Frosch. Ein Schrei des Schreckens entfuhr ihm, und Dietrich wollte sich halb zu todte lachen. Ein andermal hatte er seine Fingerspitzen zu Hause in Kienruß getaucht, und kniff einen seiner Gespielen, dem er begegnete, freundlich in die Wangen. Als dieser nach Hause kam, wurde er von seinen Geschwistern mit Lachen und von den Aeltern mit einem Verweiß empfangen. Georg wußte nicht, wie ihm geschah, bis er in den Spiegel sein berußtes Gesicht erblickte, und sich erinnerte, daß er von Dietrich den schlimmen Liebesdruck erhalten hatte. Auch in seinem Hause fügte dieser seiner Schwester und den Domestiken manchen Schabernack zu, und freute sich gewaltig, wenn er ihm gelang. Nantchen hatte ein Canarien-Vögelchen, das sie sehr liebte, allein, leider! fand sie dasselbe an einem Morgen todt in seinem Häuschen; ein krankhafter Zufall hatte es ihr geraubt. Das Mädchen war so betrübt, daß sie es nicht über sich vermochte, das todte Körperchen wegzuschaffen. „Warte," sagte Dietrich, „ich will die kleine Leiche in unser Gärtchen begraben, und Dir bald durch ein

anderes Vögelchen Deinen Verlust ersetzen.“ Was geschah? — Es gab zu jener Zeit in Dietrichs Wohnung gerade sehr viele Mäuse, täglich wurden welche gefangen. Da kraspelte und pfiff es einmal in Nantchens Vogelhäuschen; in der Hoffnung ein anderes Vögelchen darinnen zu finden, sprang diese schnell dahin und fand — ein graues Mäuschen, das mit seinen hellen Aeugleins das Mädchen anblickte, dann aber scheu, wie ein Pfeil, in seiner ungewohnten Behausung herum schoß. „O Du Schelm!“ rief Nantchen. „Das kommt von Dietrich, von keinem andern Menschen; denn der Fromme hat's faustdick hinter den Ohren.“ Sie irrte sich nicht, obgleich Dietrich es durchaus nicht gethan haben wollte. Der Köchin goß er oft, wenn sie sich entfernte, Wasser ins Feuer, daß es zischte und dampfte, und versteckte die nöthigsten Geräthschaften an die verborgensten Orte, und vor — und nachher sah er so ehrlich aus, daß man nicht hätte glauben sollen, er wäre solcher Streiche fähig. Jeder aber, der den Aeltern zu Gehör kam, wurde streng gerügt und dadurch verhütet, daß

Hans fc.

Dietrich hat's hinter den Ohren.

Dietrichs leichtfertige Handlungen nur in den Grenzen des Muthwillens blieben, und nicht in Bosheiten ausarteten, wofür er schwere Strafe zu erwarten gehabt hätte.

Mit den Jahren jedoch legte er seinen Hang zu Neckereien völlig ab, und wurde wirklich, was er sonst nur schien — ernst und sittsam.

Was heißt, aus dem Stegreif reden?

Eine Gesellschaft fröhlicher Kinder war nach Beendigung ihrer Lehrstunden versammelt, um mit der Erlaubniß ihrer Aeltern den Abend im Freien zuzubringen. Sie wählten einen großen Grasplatz vor dem Städtchen, den man die Lustwiese nannte, wo sie sich mit schuldlosen Spielen belustigten. Zuerst kam die blinde Kuh, dann der Wettlauf, dann Kämmerchen vermiethen an die Reihe; auch wurde das beliebte Reif- und Ballspiel nicht vergessen; aber Alles trieb die liebe veränderliche Jugend nur kurze Zeit; immer wurde eine Unterhaltung durch die andere verdrängt. Endlich hieß es:

es sollte das sogenannte Richterspiel gespielt werden. Der dazu, durch die Mehrheit der Stimmen gewählte König oder Richter müsse eine feierliche Rede an die Versammlung halten, in welcher er für seine Wahl danken, und seine Pflichten treu zu erfüllen versprechen solle. Einstimmig wurde der 12jährige Emil, als der verständigste, und dabei gutmüthigste Knabe zu jener Stelle ernannt, und wirklich verdiente er auch diese Auszeichnung von Seite seines Herzens und Geistes, aber es mangelten ihm dennoch einige nothwendige Eigenschaften, nämlich: Unerschrockenheit, und die Gabe sich unbefangen zu äußern. Mußte er zu Jemand Höheren, als er war, sprechen, oder vor mehreren Personen, so wurde er gewaltig verwirrt, kam ganz aus dem Text, und eine glühende Röthe überzog sein Gesicht. „Ich kann nicht euer König seyn,“ sagte er, „und muß für die mir zugedachte Ehre recht schön danken.“ Ey warum denn? fragten verwundert mehrere aus der Gesellschaft. „Ach, laßt ihn!“ versetzte ein Knabe, der von Emil ein vertrauter Freund war; „der Einfall mit der Rede schreckt ihn

ab," „Oho" erwiederte der beherzte Theodor, der in Emil's Alter war; „das ist mir eine Kleinigkeit, aus dem Stegreif zu sprechen, und ich will auch sonst mein Regiment gut führen, wenn ihr mich zu eurem König machen wollt." „Es sey," riefen Alle. „Vivat Theodor, unser gnädigster Monarch!" Sie schmückten ihn statt der Krone, mit einem Kranz von Laub und Wiesenblumen, den die Mädchen, während die Wahlunterhandlung vor sich gieng, geflochten hatten, gaben ihm einen grünen Zweig, der den Zepter bedeutete, in die Hand, und führten ihn nun im Jubel zu einem, von Brettern und Steinen gebildeten Sitz, den er aber, um hoch über die andern hervor zu ragen, bestieg, und also seine Rede begann:

Meine Lieben und Getreuen!

„Es hat unser *) Herz tief bewegt, daß euer Vertrauen uns zu eurem Beherrscher erwählte; empfangt unsern Dank und das Versprechen, daß wir immer gerecht richten, schonend strafen,

*) Die Regenten sprechen nämlich von sich in der Mehrheit der Person.

und großmüthig verzeihen, auch königlich belohnen werden. Bleibt uns nur getreu, und es soll euch unter unserem Zepter recht wohl gehen, da wir euch Allen in Gnaden gewogen sind.“ —

„Brav, brav!“ schrien die Kinder. „Vivat Theodor, unser gnädigster König und Herr!“ Sie trugen ihn von seinem Platz auf eine erhöhte Grasstelle, unter eine schattigte Linde, wohin sie ihm Früchte und Blumen zum Geschenke brachten; dann begann das Spiel. Es kamen Kläger und Angeklagte, der Plumpsack wurde von dem Gerichtsdiener fleißig geschwungen, und Jedem Recht verschafft, wer es an dem königlichen Thron suchte. Als auch dieß Spiel eine Weile gedauert hatte, beschlossen einige aus der Gesellschaft, Theodor zu bereden, da er so ganz ohne Vorbereitung Reden halten, und überhaupt sich bei jeder Gelegenheit entschlossen und unerschrocken zu benehmen wußte, eine kleine Komödie aus dem Stegreif zu machen und anzuordnen. Er ließ sich nicht lange bitten, und nach einem kurzen Nachsin-

nen vertheilte er die Rollen an noch ein paar der fähigsten unter den Kindern, unterrichtete sie genau, wie sie sich benehmen sollten, und nachdem die übrigen als Zuschauer, ihre Plätze gewählt hatten, so trat Theodor zuerst auf, und verkündigte dem anwesenden Publikum mit einer Verbeugung, daß heute

das Tagebuch

aufgeführt wird. — Er entfernte sich darauf wieder zu den andern kleinen Schauspielern hinter die Bäume, kam nach einer Weile mit zwey Knaben hervor, und hielt ein aufgeschlagenes Buch in der Hand.

Theodor, war der Lehrer Ehrenfried.

Ludwig 8 Jahre,

Volkmar 9 Jahre alt, seine Zöglinge.

Theodor nahm Ludwig bei der Hand, führte ihn vorwärts, und sah ihn forschend ins Auge, dann begann er:

„Sprich, mein Sohn, offen und ehrlich, welche Bewandniß hat es mit der Geschichte, die du nur mit einigen Worten in deinem Tagebuch angedeutet hast, hinter dessen Daseyn ich zufällig gekommen bin? — Rede

frei von der Brust weg, mich dünkt, es ist keine böse That, welche Du Dich hier aufzuzeichnen scheutest."

Ludwig schlug verlegen das Auge zur Erde, und schwieg.

Theodor umfaßte ihn sanft und fuhr fort:

„Warum willst Du vor Deinem Lehrer und Freund verbergen, wenn Du etwas Gutes gethan hast, soll ich mich denn nicht mit Dir und über Dich freuen dürfen?" —

Volkmar näherte sich schüchtern, und sagte zu Ludwig halb leise: „Darf ich Brüderchen, darf ich?"

Theodor. „Weißt du es, Volkmar, so nimm du das Wort statt deines bescheidenen Bruders, und entziffere mir die Worte, hier auf diesem Blatt: glücklicher Abend! — Freuden des Wohlthuns, wie seyd ihr so rein, so süß! dann hier unten wieder: Die armen Waisen — ach könnte ich mehr für sie thun! — Nun, Volkmar, kannst Du mir dieß enträthseln?"

Volkmar. Ich kann es; aber vorher erlauben sie mir die Frage, lieber Herr Ehren=

fried: wie kommen sie zu Ludwigs Tagebuch? Sie sagten uns doch immer, die Bücher und Schriften Anderer sollten wir nie ohne Erlaubniß lesen.

Theodor. Du kleiner Naseweis! ist es Dir nicht bekannt, daß Aeltern und Lehrer gänzliche Vollmacht über Kinder eures Alters haben? Indessen würde ich mir doch Ludwigs Eigenthum nicht haben aneignen können; allein der kleine Unbedachtsame stellte es unter seine Lernbücher, und als ich vorhin, wegen einer Aufgabe, die ich euch geben wollte, in jenem herumsuchte, fiel mir dieß Tagebuch in die Hand, und mein Blick sogleich auf jene Stelle. Nun habe ich Dir deine Frage beantwortet, und erwarte jetzt auch von Dir befriedigende Auskunft auf die meinige."

Volkmar. „Nun ja, lieber Herr Ehrenfried! Sie können wohl die Taglöhners Familie, in dem kleinen Häuschen am Bache. Bei dieser halten sich 2 Knaben auf, welche älternlos sind. Jene Leute, selbst arm, sind nicht immer vermögend, dieselben zu sättigen, und daher legen sie sich recht oft hungrig zu

Bette. Dieß versicherten sie uns, als wir sie neulich im Wald antrafen, wie sie dürres Laub sammelten. Da gab ihnen Ludwig sogleich sein Vesperbrod, das er bei sich hatte, und trägt es seitdem täglich in jene Hütte, machte auch öfters aus seiner Sparbüchse den armen Leuten ein kleines Geldgeschenk. Ich gab ebenfalls schon einigemal einige Kreuzer dazu her, aber mein Vesperbrod kann ich nicht entbehren, es hungert mich sonst gar zu sehr."

Theodor umarmte Ludwig mit Innigkeit und sagte:

„Fahre fort mein Sohn, deinen armen Nebenmenschen wohlzuthun, dieß wird dir ein inneres süßes Bewußtseyn belohnen. Fahre fort, deine gute Thaten bescheiden zu verbergen, dadurch wirst Du noch liebens- und achtungswerther. Aber möchte jedes Tagebuch ein Verzeichniß so guter Handlungen enthalten, wie hier das Deinige."

Mit diesen Worten reichte er es Ludwig hin. Alle 3 machten eine Verbeugung gegen die Zuschauer, und begaben sich wieder hinter die Bäume.

Ein allgemeines Händeklatschen und Bravo rufen, verkündigte den Beifall des Publikums. „Ehrenfried heraus, Ehrenfried heraus!" riefen die Kinder, (die Sitte der Erwachsenen im Schauspielhaus nachahmend.) Theodor erschien, verbeugte sich abermals mit Anstand und sagte: daß die kleine, aus dem Stegreif gegebene Vorstellung euch wohl gefiel, gewährt mir große Freude. Ich werde mich immer bestreben, zu eurer Unterhaltung mein Schärflein redlich beizutragen."

Nun war die Sonne tief gesunken, und erinnerte die Kinder, den Tummelplatz ihrer Freuden zu verlassen. Hand in Hand wandelten sie paarweise ins Städtchen zurück, und unterhielten sich von dem verstrichenen genußreichen Abend. Aber der 8 jährige Wilhelm, der an Theodor, seines ältesten Bruders Hand, nach Hause hüpfte, fragte ihn traulich: „Höre, Du gebrauchtest vorhin immer den Ausdruck, aus dem Stegreif sprechen, was bedeutet denn dieß?" Das will ich Dir sagen, erwiederte Jener. In manchen christlichen Ländern ist es Sitte, daß den

Armeeen, die in Krieg ziehen, Feldprediger beigegeben werden, um die Soldaten durch erbauliche Reden und gottesdienstliche Handlungen zu frommem Muth zu beleben. Diese Geistlichen machen gewöhnlich die Märsche zu Pferd mit, und da mag es sich nun schon zuweilen getroffen haben, daß sie vom Pferd herab, mit dem Fuß im Steigbügel, den man sonst Stegreif nannte, ganz unvorbereitet Reden und Predigten an die sie umgebenden Krieger halten mußten, wovon man glaubt, daß jene Redensart abgeleitet wurde. Bist du nun über sie im Klaren?" Ja wohl, Brüderchen; erwiederte der Kleine. Nimm auch meinen schönsten Dank für Deine Belehrung. Im Städtchen angelangt, kehrten nun die fröhlichen Kinder in ihre Wohnungen zurück, gaben sich jedoch das gegenseitige Versprechen, bald wieder auf der Lustwiese zusammen zu kommen.

Paul weiß, wo Bartholomäus Most holt.

Der Bartholomäus Tag fällt, wie bekannt, am 24. August, im Spätsommer. Da kann man aber noch nicht Weinlese halten, und eine Seltenheit sind um diese Zeit reife Trauben. Wer daher wüßte, wo an jenem Tage Most zu bekommen wäre, würde ein großes Streben, etwas Besonderes zu erhalten, dadurch verrathen. Von wem man also behauptet, daß er klüger und unermüdeter als Andere sey, um einen solchen Gewinn für sich zu erringen, von dem sagt man: er weiß, wo Bartholomäus Most holt. Folgende Geschichte giebt davon ein Beispiel.

Baron Falkenberg lebte im Sommer auf einem seiner Landgüter, das er, wegen seiner schönen Lage, und der dortigen Bewohner des Dörfchens, die gar gute Leute waren, seinen übrigen Besitzungen vorzog. Aber auch nicht nur der Baron war ein Mann von einem trefflichen Charakter und vielen Kenntnissen; sondern die ganze Familie zeichnete sich durch

Geistesbildung und Menschenfreundlichkeit aus. Da war es denn immer für die Unterthanen, so wie für die Nachbarn in der Umgegend von Lindenhain, ein höchst angenehmes Ereigniß, wenn Baron Falkenberg seinen Sommeraufenthalt bezog. Vorzüglich freute sich darüber der Pächter mit den Seinigen; denn ihre Wohnung war im Schloßhof, und so befanden sie sich der gütigen Herrschaft am nächsten unter den übrigen Landleuten, und genoßen ihre Milde und Freundlichkeit am meisten.

Pachter Ulrich hatte viele Kinder; unter ihnen war ein Knabe von 10 Jahren, welcher für seinen Stand und für sein Alter ungemein viel Gewandtheit und Ueberlegung besaß, dabei einen starken Trieb mehr zu lernen und mehr zu werden, als ein Landmann. Da glaubte er am besten seinen Zweck zu erreichen, wenn er im Sommer die Anwesenheit der Herrschaft benützte; „denn,“ dachte er bei sich selbst, „die jungen Barons und Fräuleins sind so gelehrt, und so freundlich dabei, da kann ich manches lernen.“ Nun war daher sein eifriges Streben, sich immer im Schloß

Etwas zu schaffen zu machen. Wenn ein Bote in die Stadt geschickt werden sollte, war Paul augenblicklich bei der Hand, und richtete seinen Auftrag pünktlich und zur Zufriedenheit Aller aus. Wenn Früchte oder Blumen der Herrschaft überliefert werden mußten, so ließ es sich Paul nicht nehmen, der Ueberbringer davon zu seyn, und strebte sich recht anständig dabei zu benehmen. Wenn Max und Adalbert in ihren Gärtchen, die sie zu bearbeiten hatten, etwas Bedeutendes unternehmen wollten, so bot sich Paul sogleich zur Hülfe an, und suchte sich durch Willfährigkeit bei seinen jungen Gebietern recht beliebt zu machen. Es gelang ihm; er wurde öfters von ihnen zum Gefährten ihrer Spiele erwählt, und da er sich stets gesittet betrug, so hatten Herr und Frau von Falkenberg nichts dagegen. Auch die Fräuleins waren dem wackern Knaben hold, da er ebenfalls zu jedem Dienst, den sie von ihm verlangten, gleich bereit war, und nie eine Ungeschicklichkeit dabei sich zu Schulden kommen ließ. Selbst gegen die Domestiken betrug er sich gefällig, und gewann da-

durch ihre Zuneigung; Paul war also im ganzen Hause wohl gelitten, und hatte bald seine Absicht erreicht, sich einen fast immerwährenden Aufenthalt im Schlosse zu versichern. Da beobachtete er nun eine ausserordentliche Aufmerksamkeit auf Alles, was er sah und hörte, und lernte manche feine Sitte, manche Fertigkeit in allerlei häuslichen Beschäftigungen, sogar einige Kenntnisse in wissenschaftlichen Dingen erhielt er, und dieß Alles alleine durch stille Beobachtung, durch achtsames Zusehen, wie die Kinder und das Gesinde im Schloß dieß und jenes betrieben, und durch aufmerksames Zuhören, wenn er zufällig bei einer Unterrichtsstunde zugegen war, welche der Hauslehrer seinen Zöglingen gab. Eugenie, die älteste Tochter, ein Mädchen von 15 Jahren, bemerkte schon öfters Paul's lobenswerthe Wißbegierde, und sein verständiges Betragen. Ihr eigener Trieb, auf andere Menschen segnend zu wirken, machte es ihr zur Pflicht, die Aeltern zu veranlassen, ein gutes Werk zu unternehmen, und zur Ausbildung der Anlagen Paul's und

zur Befriedigung seines Durst's nach nützlichem Wissen Etwas beizutragen. „Du hast Recht, liebe Tochter,“ antwortete Herr von Falkenberg, „Ich will mich des Knaben annehmen; ja, ich zürne mir selbst, daß ich noch nicht auf diesen Gedanken gekommen bin. Der brave Bursche gefiel mir von jeher.“ —

„Vielleicht würde ich auch noch länger diesen Gedanken mit mir herum getragen haben,“ erwiederte Eugenie, „hätte ich nicht gestern im Garten ein Gespräch belauscht, welches zwischen Paul und den Brüdern Statt fand. Ersterer legte diesen einige Fragen vor, welche die Lehrgegenstände der letzten Unterrichtsstunde bei Herrn Pöhlmann betrafen. Paul war dabei gegenwärtig, verstand aber die Sache nicht ganz, und bat sich nun von Max und Adalbert eine Erkärung aus. Ich saß von ihnen unbemerkt, in der dichten Buchenlaube, und die Knaben verpflanzten in einem nahen Feldchen Erdbeerstöckchen. Da überzeugte ich mich nun von Neuem, wie Paul so verständig sprach, und recht viel Sinn für alles Gute hat. Ja, er

äußerte am Ende, mit großer Lebhaftigkeit, wie glücklich er uns preiße, daß wir so viel lernen könnten, und bat die Brüder, ihm zu erlauben, daß er öfters in den Lehrstunden zugegen seyn, sie aber auch nachher fragen dürfe, über das, was ihm unverständlich geblieben wäre." „Nun, liebe Eugenie, dieß Alles sollst Du mir nicht umsonst mitgetheilt haben, ich will gewiß von jetzt an, für Paul getreu sorgen;" sagte der Vater. Es geschah wirklich. Herr von Falkenberg ließ ihm durch seinen Hauslehrer eigenen Unterricht ertheilen, und des Knaben Fleiß und Talente brachten ihn bald so weit, daß er Max und Adalbert einholte, und mit diesen nun gleichen Unterricht erhalten konnte. Besonders geschickt war er im Rechnungsfach; und es kam dahin, daß er späterhin fähig ward, eine Amtmannsstelle des Barons zu verwalten. Er wurde ein angesehener Mann, welcher mit Recht das volle Vertrauen seines Herrn besaß, und in dem Dorfe, wo er als Knabe mit andern seines Gleichens gespielt, und gearbeitet hatte, schlichtete er nun als

Mann die Angelegenheiten seiner Nachbarn und Freunde; empfieng und berechnete ihre Abgaben an die Herrschaft, und stellte überhaupt unter ihnen, in Abwesenheit des Barons, seine Person vor. Sein Glück erweckte ihm wohl hie und da Neider; im Ganzen aber erwarb er sich durch sein rechtliches Betragen Liebe und Achtung; doch erinnerten sich viele öfters mit Verwunderung an seine frühere Unwichtigkeit, wenn sie damit seine gegenwärtige Lage verglichen. „Hört, Gevatter!“ sagte einst der Schulze im Ort zu Pauls Vater. „Ihr habt viel Freude an eurem Sohn erlebt; aber sagt mir nur, wie es in aller Welt der Blitzjunge anfieng, ein so bedeutender Mensch zu werden.“ „Ja, ja;“ schmunzelte der alte Pachter Ulrich wohlgefällig. „Mein Paul wußte gar wohl, wo Bartholomäus Most holt. Umsonst hat er sich nicht im Schlosse eingenistet, allen im Hause zu Gefallen gelebt, und hübsch aufgepaßt, wo was zum erlernen erhascht werden konnte. Ihr wißt ja selbst, wie's dann gekommen ist, und Alles gieng mit rechten Din-

gen zu. „Das denk' ich;" erwiederte der Schulze, „und ich wünsche allen Vätern im hohen und niedern Stand solche Kinder, die es sich angelegen seyn lassen, Alles auszukundschaften, wodurch auf redliche Weise ihr künftiges Glück befördert wird, und auf die man im guten Sinne, wie bei eurem Paul, das Sprichwort anwenden kann: Sie wissen, wo Bartholomäus Most holt.

„Ich habe ein Hühnchen mit ihm zu rupfen,"

sagte mit Feuer Gottlieb zu seinem Vetter Siegfried, als sie mit einander einen kleinen Spaziergang machten, und auf Leitners August zu sprechen kamen. „Ey warum denn?" fragte Jener. Gottlieb erwiederte: „Du weißt doch Siegfried, daß ich gewiß nicht ungefällig bin, und allen meinen Freunden und Mitschülern gerne jeden Dienst erzeige. Da mußte es mich nun gewiß kränken, als mich August bei seiner Mutter verklagte, daß ich ihm meine Landkarte nicht leihen wolle."

„Aber Du mußt es ihm doch verweigert haben,“ wandte Siegfried ein, „sonst konnte er es ja nicht behaupten.“ Gottlieb versetzte: „Freilich gab ich sie ihm nicht, allein nicht aus Laune, und ich sagte ihm auch meinen Grund. Wir sollten nämlich, nach unsers Lehrers Willen, den Lauf des Donauflußes nachzeichnen, und weil ich darinnen noch nicht geübt war, so bat ich meinen ältern Bruder, mir beizustehen. Dieser hat jedoch viel zu thun, und ich mußte es also von ihm abhängen lassen, wenn er mir jene Hülfe erzeigen wolle, und konnte dahero die Karte nicht eher entbehren, bis ich meine Aufgabe zu Stande gebracht hatte. Nun klagte mich August einer unfreundlichen Gesinnung gegen ihn, bei seiner Mutter an, diese beschwerte sich darüber bei der meinigen, und ich erhielt einen Verweiß. Aber gieb Acht, wie ich dieß Hühnchen mit ihm rupfen werde!“ „Nicht doch,“ versetzte Siegfried. „Der Klügere giebt nach. An Deiner Stelle fieng ich keinen Streit an, die Ursache ist zu geringfügig, also muß es auch Dein Unwille seyn. —

Die beiden Freunde hatten während dieser Unterhaltung August's Garten erreicht, und giengen längs der Hecke weg, hinter welcher inwendig jener Knabe auf dem Grasgange nach Veilchen suchte. Er hörte einen Theil jenes Gesprächs mit an, und da er ein paar Jahre jünger als Gottlieb, und sehr furchtsamer Natur war, so glaubte er Wunder, wie letzterer sich rächen würde; lief daher eilig zu seinem Vater, erzählte ihm, was er gehört hatte, verschwieg ihm auch die Veranlassung dazu nicht, und fragte dann ängstlich: was es hieße, daß Gottlieb ein Hühnchen mit ihm rupfen wolle? Herr Grosmann lachte ihn über seine Bangigkeit tüchtig aus, und setzte dann mit Nachdruck hinzu: „Es würde Dir gar nichts schaden, wenn Gottlieb Dich selbst ein bischen rupfen wollte, denn Du bist ein streitsüchtiger, verläumderischer und doch dabei feiger Junge, indessen ich kenne Jenen von einer bessern Seite, er hat es gewiß nicht so böse gemeint. Schon das Sprüchwort zeigt es an, daß er keine große Rache an Dir nehmen will, denn es drückt gewöhnlich nur einen

kleinen und unbedeutenden Zwist aus, weil es nicht der Mühe werth scheint, daß 2 Personen an einem Hühnchen rupfen, und sich um dessen Federn streiten. Wenn ich Dir aber rathen soll, mein Sohn, und wenn Dir an meiner Zufriedenheit etwas liegt, so gehe hin zu Gottlieb, bitte ihn um Verzeihung, und suche seine Freundschaft wieder zu erhalten.“ Der Kleine gehorchte, und der gutmüthige Gottlieb reichte ihm gerne die Hand zur Versöhnung.

Das war Wasser auf Fieckchens Mühle.

Pastor Riemann hatte viele Kinder und eine geringe Einnahme, daher herrschte die größte Einfachheit in seinem Hauswesen, und in der Lebensweise der Familie. Alle Hausgenossen fügten sich zufrieden und genügsam in die Nothwendigkeit. Nur Fieckchen, ein Mädchen von 14 Jahren, wurde oft mißmuthig, wenn sie alle Wünsche, die sich in ihrem eitlen Herzchen regten, unerfüllt unterdrücken, immer

nur im leinenen Gewand in die Kirche und zu Schulmeisters Regine gehen mußte; Niemand als den Landleuten ihr feines hübsches Gesichtchen zeigen, und über ihre melodische Stimme, über ihr Talent zu feinen künstlichen Arbeiten, kein Lob einerndten konnte, als höchstens von ihrem Lehrer, dem wohlbestallten Schulmeister und Kantor im Dörfchen, und von dessen schon erwähnter Tochter. Auch war kein anderes Vergnügen zu genießen, als ein gemeinschaftlicher Spaziergang, und jährlich ein paarmal ein Besuch bei einigen Geistlichen in der Umgegend. — Dieß Alles genügte Fieckchen nicht, denn sie hatte früherhin mit ihren Aeltern die Tante, welche in der Residenz lebte, heimgesucht, und der Eindruck, den die Freuden der Stadt auf sie gemacht hatten, war unvertilgbar geblieben; daher stand immer ihr Sinn höher, ihre sehnsüchtigen Plane flogen weiter, und da sich in ihrem Geschick nichts zu ändern schien, so war sie oft recht mißgestimmt, und vergoß heimlich manche bittere Thräne. Einmal überraschte sie Mathilde, ihre jüngere Schwester, als sie im Garten

Das war Wasser auf Finckchens Mühle.

ihre Blumen begoß, und folgendes schwermüthiges Selbstgespräch hielt: „arme Blumen! euch ergeht es wie mir. Eure Schönheit bewundert Niemand, ihr verblüht unbekannt, und alle eure Reize bringen euch keinen Gewinn. Dieß ist auch mein Loos. In der entsetzlichen Abgeschiedenheit lebe ich unbemerkt, und Alles, womit mich die Natur so reichlich ausgestattet hat, ist ein unnützes Geschenk, das von Niemand beachtet und bewundert wird.“ Sie stellte darauf den Gießkrug auf die Erde, schlug die Arme in einander, und versank in trübes Nachsinnen. Sachte näherte sich Mathilde, umfaßte sie sanft und sagte: „Es ist recht traurig, daß Du so unzufrieden bist, Fieckchen! Ich dächte doch, wir haben genug Ursache, dem lieben Gott zu danken und vergnügt zu seyn. Sind wir nicht gesund? ist die schöne Natur, die uns umgiebt, nicht reich an reinen Genüssen aller Art? und die Liebe unserer theuern Aeltern, die treuherzige Anhänglichkeit der guten Landleute, und die Zuneigung einiger bewährter Freunde — dieß Alles ist doch wirklich hoch zu schätzen,

und Deine eitlen Freuden lassen sich, wie mich dünkt, leicht dabei verschmerzen. Wohlmeinend aber rathe ich Dir, Fieckchen, Dich zu hüten, daß der Vater kein solches Selbstgespräch belauscht, wie ich erst. Du würdest ihn sehr kränken.“ Unfreundlich wandte sich Jene weg, und erwiederte: „Ich brauche Deine Lehren und Tröstungen nicht, laß mich in Frieden.“ Mathilde entfernte sich still, und gieng in's Wohnhaus zurück. Hier traf sie die Aeltern über dem Lesen eines so eben erhaltenen Briefes an.

Der Vater blickte auf, als Mathilde eintrat. „Ha, Du bists!“ sagte er. „Ich dachte, es sey Fieckchen. Rufe sie, denn dieß Schreiben betrifft ihre Person.“ In gespannter Erwartung erschien sie; und — welche Nachricht wurde ihr verkündet? — Tante Schöning lud sie ein, einige Monate bei ihr in der Stadt zuzubringen. Ein freudiger Schauer durchdrang sie bei der frohen Ueberraschung; ihre Wangen färbten sich hochroth, und ihr Auge glänzte vor innerer Lust. Sie hieng sich an den Hals des Vaters

und der Mutter, und dankte ihnen mit den süßesten Worten, für ihre gegebene Einwilligung. Ja, das war Wasser auf Fieckchens Mühle; denn so wie einem Müller der Zufluß des Wassers zum Umtrieb seiner Räder äußerst willkommen ist, so sagt man von einer erwünschten Kunde, oder von einem angenehmen, Vortheilbringenden Ereigniß: „dieß ist Wasser auf meine Mühle. Und das war nun auch bei Fieckchen der Fall. Was konnte ihr erfreulicher seyn, als die Aussicht in der herrlichen Stadt, einige Zeit zuzubringen. Hier gab es ja tausend Gelegenheiten für die Eitle, sich bemerkbar und wichtig zu machen, auch der Freuden viele zu genießen. Tag und Nacht träumte sie nun davon, bis der glückliche Morgen erschien, an dem sie der Vater nach N*. begleitete. Er ertheilte ihr unter Wegs viele gute Lehren; allein Fieckchen beschäftigten zu sehr ihre Erwartungen, als daß Jene in ihr Gemüth hätten eindringen können, und so eilte sie sorglos der Gefahr zu, die ihr in der Stadt drohte, und der sie wirklich nicht entgieng;

denn obgleich die Tante manche gute Eigenschaft besaß, so war sie doch eine Frau nach der Welt, welche in ihrer Nichte den Hang zu glänzen, und sich zu vergnügen, auf mächtige Weise nährte. — Fieckchen schien in ihrem Elemente, und der Gedanke, wieder in ihre ländliche Einsamkeit zurückkehren zu müssen, quälte sie fürchterlich. Ja, für die ruhige Heimath war sie verloren! —

Als die Zeit heran kam, welche die Aeltern zu ihrer Rückreise bestimmt hatten, grämte sich Fieckchen so sehr, daß es auf ihr körperliches Befinden nachtheilig wirkte, und sie sich wirklich unwohl fühlte; aber sie verschloß ihren Kummer in sich, weil sie des Vaters Festigkeit bei seinen Beschlüßen kannte, und daher es nicht wagte, so sehr sie es auch wünschte, um Verlängerung ihres Urlaubs zu bitten. Aber der Tante fiel ihre veränderte Stimmung, ihr blasses Aussehen auf, und sie drang in sie, ihr zu sagen, was ihr fehle. Fieckchen gestand ihr geheimes Anliegen und wurde durch das Anerbieten Jener, völlig bei ihr zu bleiben, und als Tochter ihr anzuge-

hören, unendlich beglückt und getröstet. Dieser Vorschlag war wirklich Wasser auf Fieckchens Mühle, und entzückt willigte sie ein. Vater Riemann, der bei einer zahlreichen Familie und einem geringen Vermögen, wohl ein Kind entbehren konnte, überließ der Schwester seine Tochter, und Fieckchen wurde nun ganz nach feiner Stadtsitte gebildet. Aber, leider! war nun eine Umwandlung ihrer Gesinnung ganz unmöglich, und ihr eitler Sinn wurde eine gefährliche Klippe, woran mancher bessere Vorsatz, manche ihrer eigenthümlichen Tugenden scheiterten. Mathilde beklagte oft im Stillen das Schicksal ihrer Schwester, mit dem sie das ihrige, obgleich es viele Entbehrungen verlangte, doch nie hätte vertauschen mögen.

Justine muß überall die Hand im Sude haben.

Das Wort Sud, kommt von einer Zubereitung gewisser Speisen und Getränke, vom Sieden her. Wer also dieses Küchengeschäft

besorgt, wer die Hand im Sude, oder vielmehr beim Sude hat, leitet diese Angelegenheit, und hat bei derselben einen grossen Antheil. Und wenn dieß auf Jemand übertragen wird, der bei allen Gelegenheiten sich anmaßte, eine entscheidende Stimme zu führen, oder eigenmächtig zu handeln, so bedient man sich von solch einer Person der Redensart: „er oder sie muß die Hand überall im Sude haben.“ Dieß aber konnte von Justinen behauptet werden, welche als ein Mädchen von 10 Jahren schon sehr vorlaut war, und sich so überklug dünkte, daß sie glaubte: es könne im Hause Nichts ohne sie unternommen werden; überall steckte sie ihr Näschen hinein, allenthalben drang sie ihre Meinung auf, wenn sie auch nicht darum gefragt wurde, und wollte bei Allem mit handeln. Besonders mußten sich dieß ihre Geschwister und das Gesinde gefallen lassen. Wenn z. B. ihre ältere Schwester Bertha irgend eine neue Handarbeit begann, so unterfieng sich Justinchen, ihr immer befehlen zu wollen, wie sie dabei verfahren müsse.

Wenn ihr Bruder Wilhelm, einen Spaziergang zu machen beschloß, so gebot ihm das naseweise Tinchen, welchen Weg er einschlagen sollte. Wenn die Köchin eine Speise zubereitete, so war das Mädchen gewiß dabei, und tadelte oder lobte nach ihrem Gutdünken, versuchte es auch nicht selten, die Magd zu bereden, es nach ihrer Meinung zu machen, was natürlich nicht geschah, und weswegen Jene sich oft auf derbe Art der überlästigen Gegenwart Justinens entledigte. Sie erhielt von ihren Aeltern viele Verweise, ja oft Strafen über diese Unart, allein sie schienen keine Aenderung ihres Betragens zu bezwecken, bis zwei für ihr Töchterchen schmerzliche Fälle sich ereigneten, wodurch sie klüger und besser wurde. Einst hatte Wilhelm eine Gesellschaft Knaben bei sich. Bertha erhielt den Auftrag, für ihre Bedienung Sorge zu tragen, und Justine folgte ihr auf jeden Schritt, meisterte sie immer, und maßte sich an, beim Einschenken des Kaffee's, beim Herumlangen des Kuchens und Obst's, selbst geschäftig zu seyn. „Du mußt die Hand

überall im Sude haben. Es ist meine Sache;" verwieß ihr Bertha ihren Vorwitz. Doch das eigensinnige Mädchen bestand darauf, die Milch dem Kaffee in jeder Tasse zugießen zu wollen; und durch die Heftigkeit ihrer Bewegungen, stieß sie den Milchtopf vom Tisch herunter, daß er zerbrach, und der weiße Trank das Zimmer hinab floß.

Erschrocken, und die gerechte Strafe der Mutter fürchtend, flehte sie Bertha himmelhoch an, ihre Unart zu verschweigen, und morgen ein neues Töpfchen zu kaufen, sie wolle es gerne bezahlen. Die gutmüthige Schwester versprach ihr, die Bitte zu gewähren; allein bald ließ sie sich wieder eine andere tadelnswürdige Handlung zu Schulden kommen. Es schlugen nämlich die Knaben späterhin mehrere Kreisspiele zur Unterhaltung vor, und Justine, die gerade durch's Zimmer gieng, blieb stehen, horchte auf jene Verhandlung, und äußerte sich sehr bestimmt gegen einige Spiele. Dadurch verursachte sie eine Spaltung unter der Gesellschaft, welche endlich in eine förmliche Uneinigkeit übergieng, da einige Mitglieder

für Justinens Meinung waren, andere gegen dieselbe, und jeder die seinige hartnäckig behauptete. Wilhelm kränkte es tief, sich und seine Freunde in ihrer gesellschaftlichen Freude gestört zu sehen, und er fuhr Justinen heftig an: „O, wärst Du doch nicht in's Zimmer gekommen! Es ist gewiß; überall mußt Du die Hand im Sude haben, und immer entsteht Unheil daraus. Vorhin zerbrichst Du die Milchkanne, und jetzt erregst Du durch Deine unerträgliche Einmischung in Sachen, die Dich nichts angehen, Streit unter uns. Aber warte nur, wenn auch Bertha nichts sagt, ich schweige nicht.“ Ein paar Knaben traten auf Wilhelms Seite, und überhäuften sie mit Vorwürfen, andere zischten, lachten sie aus, und nannten sie spottend — Fräulein Vorwitz. Justine entfernte sich weinend, die Verständigen aber in dem kleinen Zirkel, suchten den Frieden wieder in demselben herzustellen, und der Abend verstrich vollends angenehm für sie. — Wilhelm erfüllte auf Bertha's Bitte doch seine Drohung nicht, und Tinchen hoffte mit der erlittenen Beschämung ohne

weitere Strafe durchzukommmen, aber unter den Knaben war auch der Sohn einer Tante. Dieser erzählte bei seiner Nachhausekunft Alles seiner Mutter, und durch sie erfuhr es wieder Frau Hilpert. Da zog nun ein gewaltiges Gewitter über Justinchens Haupt. Die Mutter ließ sie ihren ganzen Unwillen fühlen, verurtheilte sie zu achttägigem Zimmerarrest und zu einer starken Geldbuße aus ihrer Sparbüchse, wegen Anschaffung einer andern Milchkanne. — Einige Zeit nachher (es war im Herbst), ergieng an die ganze Familie eine Einladung zu einer Fahrt über Land. In einem nicht gar weit entfernten Dorfe, lebte als Amtmann, ein Verwandter des Herrn Hilpert, der auch mehrere Kinder hatte, und dieser bat in einem freundlichen Brief, ihn zu besuchen, und an einer ländlichen Unterhaltung, an dem Fischen eines großen Teiches Antheil zu nehmen. Welche Freude war dieß für die liebe Jugend! Sie zählten die Stunden, die es noch bis zur Abreise hatte, und die Nacht vorher, konnten sie durch das frohe Vorgefühl, lange nicht einschlafen. Am an=

dern Morgen, fand der ankommende Wagen sie alle bereit, und rollte bald mit ihnen und den Aeltern über den zermalmten Kieß, der gut unterhaltenen Fahrstrasse, welche auf beiden Seiten hohe Pappeln begrenzten, hinter denen theils noch frisch grünende Wiesen, theils Stoppelfelder, theils zerstreut liegende nette Ortschaften durchblickten. Endlich hatten sie Weilersheim erreicht, und der frohe herzliche Empfang war den Angekommenen ein Vorbote von den Freuden, die sie dort erwarteten, welche aber leider Justinens Vorwitz recht sehr trübte. — Nachdem in einer Gartenlaube Kaffee und Kuchen verzehrt war, unternahm man, da das Wasser im Teiche noch nicht ganz abgelaufen, also zum Fischen noch nicht seicht genug war, einen schönen Spaziergang, durch die dem Amtmann gehörige Flur, und in die hübschen Anlagen, die durch seine Veranstaltung in dem nahen Lustwäldchen entstanden waren. Es wurde dabei manches niedliche Blümchen gepflückt, mancher mit Obst beladene Baum kräftig geschüttelt, und die herabfallenden, wohlschmeckenden

Früchte genossen, manches frohe Liedchen gesungen, und manches trauliche Wörtchen geschwazt. Nach einer Stunde wurden sie zur Fischerei gerufen. Nun war Justine wieder gewaltig geschäftig, und gab überall ihr Wörtchen darein. Da näherte sich ein Taglöhner, einen vollen Hamen schleppend, und wollte aus der Tiefe an das erhöhte Ufer steigen, aber Tinchen rief: „bleib er zurück, guter Freund; ich kann eher mit diesem kleinen Schaff hier hinunter steigen, als er mit dem schweren Hamen herauf." Wirklich sprang sie mit jenem Gefäß die Anhöhe hinab, fiel, und brach über einer Baumwurzel den Fuß. Ihr Wehklagen verkündigte das ihr wiederfahrene Unglück, und die Aeltern, Geschwister und Freunde, jammerten um die Wette. Die ganze Lust war gestört. Man trug die Unglückliche in's Wohnhaus, und der Wundarzt richtete unter grausamen Schmerzen das gebrochene Glied ein. An Justinens Rückreise war aber nicht zu denken, da das Rütteln des Wagens auf der steinigten Chaussée nachtheilige Folgen für sie hätte haben können.

Die Frau Amtmännin versprach den bekümmerten Aeltern und dem weinenden Mädchen, sie treulich zu pflegen, und Jene gaben dagegen die Versicherung, alle Kosten dankbar zu erstatten, und die Kranke wenigstens wöchentlich einmal zu besuchen. Beim thränenreichen Abschied äußerte Wilhelm mit nassem Auge: „Ach Tinchen, sagte ich es nicht immer: Du mußt überall die Hand im Sude haben; nimm doch diese Erfahrung zur Lehre.“ Die Schwester drückte ihm gerührt die Hand, und gelobte es sich und ihm, ihren Fehler abzulegen. Auf ihrem Lager, das sie 8 Wochen lang nicht verlassen durfte, hatte sie Zeit genug über ihr bisheriges Betragen nachzudenken, und gute Entschlüße zu fassen. Es geschah, und ganz gebessert kehrte Justine nach vollendeter glücklicher Heilung in die älterliche Wohnung zurück.

Er läßt ihn nicht aus dem Garne.

Wie der Jäger listig sein Garn ausstellt, um Feldhühner, auch andere Thiere darinnen zu fangen, und — sind sie einmal im Netz, keines mehr entkommen läßt, so verfahren theils ganz böse Menschen, denen es darum zu thun ist, Andere zu verführen, und sie zu Genossen ihrer schlimmen Thaten zu machen, theils auch nur eigennützige, welche sich die Zuneigung und den Besitz solcher zu sichern streben, von denen sie Vortheil zu ziehen wissen. Beide Fälle sollen nachfolgende Beispiele erläutern.

Isidor war ein gefährlicher Knabe, der viele tadelnswürdige Eigenschaften und dabei den Hang besaß, auch Andere seine schlimmen Wege zu führen. Besonders hatte er sein verderbliches Augenmerk auf seinen kleinen Nachbarn in der Schule, Oskar Rüdinger. Diesen wußte er durch Schmeicheleien und Gefälligkeiten ganz zu gewinnen, so daß Oskar auch für Isidor Alles gethan und gewagt hätte. Nach und nach weihte Letzterer ihn in

seine bösen Streiche ein, und bediente sich sehr oft seiner Person und seines Beistandes, wenn er unentdeckt etwas Unrechtes vollführen wollte. Da ereigneten sich allerlei unangenehme Dinge. Bald wurde dem Lehrer in seinem, an das Haus grenzende Gärtchen, Früchte entwendet; bald sah man an der Wand der Schulstube Zerrbilder mit Kreide hingezeichnet, und die Namen mancher Schüler darunter; bald fand einer oder der andere seine Kleider und Bücher verdorben, bald liefen unwahre Gerüchte umher, und mit Lügen aller Art wurde der Lehrer gekränkt. Dieß Alles kam von Isidor, der es entweder mit Oskar oder durch ihn verübte. Die andern Knaben warnten Letztern treumeinend vor dem gefährlichen Freunde; allein Isidor hatte ihn fest umstrickt, und ließ ihn nicht aus dem Garne. Den Aeltern Oskars konnte es aber nicht verborgen bleiben, daß ihr Sohn verführt worden sey; denn er war ehedem ein gutartiger Knabe, und leider! nach kurzer Zeit ganz verändert. Er zeigte sich widerspenstig, unwahr, wild, und da er im=

mer auf unnützes Zeug sann, so vernachläßigte er darüber seine pflichtmäßigen Arbeiten. Betrübt über diese Erfahrungen, suchte Herr Rüdinger auf den Grund der traurigen Erscheinung zu kommen, was ihm auch nicht schwer wurde. Der Schullehrer, so wie die Aeltern einiger Schüler nannten ihm Isidor's Namen und seine Verdorbenheit. Nun wandte der Vater zuerst die Beredsamkeit der Liebe an, seinen Sohn von dem Einfluß jenes Knabens zu befreien, und es schien die gute Charakter-Grundlage des Letztern diesen Vorstellungen Eingang zu gestatten. Im Einverständnisse mit dem Lehrer, wurde er von Isidor in der Schule getrennt, und bei seiner jedesmaligen Nachhausekunft scharf ausgefragt, ob und was er mit Isidor zu schaffen gehabt habe. Einige Zeit hielt sich dieser ruhig von Oskar entfernt, bald aber verdoppelte er seine Bemühungen, Jenen wieder in seine Gewalt zu bekommen, und es gelang ihm wirklich. Von neuem befand sich der Schwache, ehe er es wähnte, in Isidors Garn, und ob er sich gleich, im Gefühl seines Un-

rechts dagegen sträubte, so ließ ihn jener doch nicht los, und er wurde abermals zu manchem Bösen verleitet. Herr Rüdinger erfuhr es, und nun erfolgte die verdiente Strafe für den ungehorsamen Sohn. Auch kam er in eine andere Lehranstalt, wo ein strenger Lehrer ihn in scharfer Zucht hielt, und vor dem Umgange mit seinem Verführer bewahrte. Glücklicher Weise wurde Oskar dadurch noch zu rechter Zeit gerettet, und als er späterhin mit guten und festen Grundsätzen ausgestattet war, blickte er oft beschämt auf seine frühere Jugend, wo er sich in dem Garne eines Andern hatte gefangen halten lassen.

Zu der zweiten Behauptung, daß auch habsüchtige Menschen, solche, von denen sie Gewinn ziehen, in ihrem Garne fest zu halten suchen, gehört folgende Geschichte:

Ein reisender Edelmann hatte ein vierjähriges Töchterchen bei sich, weil er sie, da er seine Gattin durch den Tod verloren hatte, in die Erziehungsanstalt irgend einer bedeutenden Stadt bringen wollte. Er ließ es nicht

an genauen Erkundigungen fehlen, das beste Institut auszufinden; hatte sich aber noch für keines bestimmen können, als er zufällig in einem Gasthof eine Offiziers=Wittwe kennen lernte, welche sich gegen die kleine Amely äußerst zärtlich benahm, und auch in der Unterhaltung viele Kenntnisse und manche gute Eigenschaft verrieth. Sie klagte dem Baron Buchenfels, daß sie kein Vermögen habe, und deswegen durch das Lehren der französischen Sprache, ihren Unterhalt zu erwerben genöthigt sey. Auch den Töchtern des Gastwirths gab sie Unterricht, und dieß war die Ursache ihres Zusammentreffens mit jenem Fremden daselbst, aber auch ein Grund mehr, warum dieser den Plan, sein Töchterchen der Frau, die ihm Zutrauen eingeflößt hatte, zu übergeben, ausführte, da er durch ein ansehnliches Kostgeld noch überdieß ein verdienstliches Werk an der neuen Bekannten zu vollbringen dachte. Hoch erfreut übernahm Frau Marko ihre kleine Pflegetochter, und versprach ihr und dem Vater die beste und zweckmäßigste Behandlung. Gerührt trennte sich Herr von

Buchenfels von der weinenden Amely, fühlte sich aber getröstet, als er noch sahe, wie Frau Marko es ganz zu verstehen schien, die Kleine zu erheitern, und ihr den Abschied von dem Vater vergessend zu machen. Wirklich war sie eine gebildete Frau, gab dem ihr anvertrauten Kinde keine schlechte Erziehung, aber ein Hauptzug ihres Charakters war Eigennutz, und die Schilderung ihrer Vermögenslosigkeit, eine leere Vorspieglung. Sie gab nicht aus Mangel Unterricht, sondern um ihre ohnehin nicht geringen Einkünfte aus Habsucht zu vermehren. Daher ergriff sie mit beiden Händen, das Anerbieten des Barons, wo sie mit weniger Anstrengung eine weit größere Einnahme erringen konnte. Es gieng auch ihr Dichten und Trachten nur dahin, ihr Pflegetöchterchen, so lang als möglich, in ihrem Garne zu erhalten. Sie war indessen deswegen einige Jahre lang unbesorgt, denn Amely schien zufrieden, und der Vater schrieb immer die dankbarsten Briefe. Auf einmal hörte sie die Nachricht, Herr von Buchenfels habe sich zum Zweitenmale ver=

mählt. Dieß war ein Donnerschlag für Frau Marko, denn sie folgerte nicht unrichtig, daß nun der Vater sein Kind wieder bei sich selbst zu haben wünschen würde, und das schöne Kostgeld sah sie schon im Geiste für sich verloren. Sie verdoppelte nun ihre Zärtlichkeiten gegen Amely, und versäumte auch keine Gelegenheit, wo sie dem Mädchen eine böse Meinung von den Stiefmüttern und besonders von der ihrigen einflößen konnte. Als aber wirklich ein Schreiben anlangte, in welchem Herr von Buchenfels äußerte: daß seine Gemahlin eine große Kinderfreundin sey, und ihn unablässig bitte, Amely zurück zu berufen, wandte sie alle ihre Ueberredungskünste an, das Mädchen zu dem Ausspruch zu vermögen, daß sie bei ihrer Pflegemutter bleiben, und durchaus nicht nach Haus kehren wolle. Es gelang ihr noch ein paar Monate, Amely nicht aus ihrem Garne zu lassen. Endlich erschienen jedoch die Aeltern selbst, und das Kind fand in ihrer Stiefmutter, eine höchst achtungswerthe Dame, ein ganz anderes Wesen, als Frau Marko ihr geschildert hatte. Da war

es nun um das Bemühen der Letztern, Jene fest zu halten, gethan; und theils mit aufrichtigem, theils aber auch mit eigennützigem Schmerz mußte sie Amely ziehen lassen; welche im älterlichen Hause eine noch liebevollere und aufmerksamere Behandlung genoß, und durch ihre treffliche zweite Mutter zu einer recht liebenswürdigen Jungfrau gebildet wurde.

Eine Hand wäscht die andere.

Welche empfehlenswerthe Tugend ist die gegenseitige Gefälligkeit, die dieses Sprüchwort ausdrückt! So wie beim Waschen eine Hand der andern selbst dient, so beweißt sich unaufgefordert die uneigennützige Menschenliebe gefällig gegen Andere, und die dankbare Anerkennung sucht in freiwilligen Gegendiensten sich auszusprechen. Dieß schöne Verhältniß fand zwischen den Geschwistern, Clemens und Frieda statt, welche überall als ein Muster schwesterlicher und brüderlicher Liebe galten. Es wurde nie von dem Einen an den Andern eine

Fehlbitte gerichtet; nie hörte man eine unfreundliche Weigerung, nie eine kahle Entschuldigung. Clemens vertraute Niemanden so gerne seine Wünsche und Angelegenheiten, als der geliebten Schwester, und diese suchte immer zuerst bei ihm Hülfe und Beistand. „Du bist wohl für diesen Abend schon zu einem guten Freund versagt?“ fragte einst Frieda den Bruder. „Warum, Schwesterchen?“ versetzte er. „Du wünschest wohl, daß ich bei Dir bleiben soll?“ Jene antwortete: „Ich habe freilich ein bischen auf Dich gerechnet. Mein Clavierlehrer hat mir ein Heft hübsche Musikalien da gelassen, und mir Etwas davon zum Abschreiben anempfohlen; morgen will er sie aber wieder mitnehmen, und nun denke, ich habe kein linirtes Notenpapier mehr und kann mit dem Linienziehen nicht gut zu recht kommen. Ueberhaupt kommt mir jener Auftrag sehr über die Quere, denn Du weißt, wie nothwendig ich an dem Geschenk für der Mutter Geburtstag arbeiten muß.“ Clemens erwiederte: „zum Spiel hätte ich heute auf keinen Fall Zeit gehabt. Unser Herr Magister

hat uns dießmal mit Arbeit so reichlich bedacht, daß ich mich eilen darf, um sie zu Stand zu bringen. Indessen, wo ist denn Dein Papier? Ich will sehen, was ich thun kann." Das Mädchen übergab ihm ihr Buch, streichelte ihm die Wange, und sagte im bittenden Tone: „Plage Dich aber nicht zu sehr, liebes Brüderchen, und lasse mir übrig, so viel Du willst." Clemens begab sich in sein Zimmer und wußte die ihm zugemessenen Stunden so gut zu benützen, daß er vor dem Abendessen Frieda mit triumphirender Miene das Notenbuch einhändigte, worinnen sie nicht nur viele Blätter linirt, sondern auch die bezeichneten Musikstücke abgeschrieben fand. „O Du guter, guter Clemens!" rief sie, und fiel ihm freudig um den Hals. „Wie gefällig bist Du, und wie wurde es Dir denn möglich, meinen Wunsch so über alle Erwartung zu erfüllen? Hast Du Dich doch nicht versäumt? O, wenn Du Morgen wegen meiner Verdruß haben solltest!" — Der Knabe versetzte: „Sorge nicht, liebe Frieda; ich bin auch mit meinen Aufgaben fertig geworden, bis auf einen klei-

nen Rest, den ich noch geschwind vor dem Schlafengehen beseitigen kann und will. Was schadet es, wenn ich mich ein Stündchen später als gewöhnlich niederlege.“ —

Frieda hatte aber auch ein recht gutes Gedächtniß für solche Liebesdienste, und suchte sie bei jeder Gelegenheit zu erwiedern. Einst wurde sie eingeladen eine Freundin zu besuchen, die auf einem nicht weit entfernten Dorfe lebte. Herr und Frau Hartleben gaben ihre Einwilligung, und es wurde beschloßen, daß der Bruder sie begleiten solle. Frieda freute sich ungemein, denn es war zur Kirschenzeit, und Antoniens Aeltern besaßen einen großen Obstgarten, mit vielen Kirschbäumen, welche Frucht Frieda außerordentlich liebte. Clemens war während jener Verhandlung in der Schule, und kam voll Freude mit der Nachricht nach Hause, daß sein Lehrer sich vorgenommen habe, eine große Fußreise von mehreren Tagen mit den Schülern zu machen, an welcher auch Clemens Theil nehmen solle. Leider war von Herrn Magister Rode der nämliche Tag gewählt worden, den Antonie der Freundin zu

ihrer Hinreise bestimmt hatte; da äußerten Herr und Frau Hartleben, „daß es ihnen zu unangenehm wäre, beide Kinder zu gleicher Zeit zu missen, und daß sie schon Frieda zu verreisen erlaubt hätten, auch sey er zu ihrem Begleiter erkoren worden, und so möchte er für dießmal auf jenes Vergnügen verzichten." Kaum hörte dieß die Schwester, so war sie auch schon entschlossen, Clemens nachzustehen und mit ihrem Vorhaben zu warten, bis dieser zurückgekommen sey. Als sie Vater und Mutter um ihre Beistimmung bat, wandte Ersterer ein: „Du vergißt, liebes Kind, daß Antonie Dir schrieb, es wäre die höchste Zeit nach Großenbuche zu kommen, wenn Du die Kirschen, Deine Lieblingsfrucht, vom Baume pflücken wolltest." —

Das Mädchen versetzte: „Es mag seyn, Väterchen; aber sie würden mir gewiß nicht schmecken, denn ich würde bei jeder, die ich verzehre, denken, ihr Genuß bringt meinen guten Bruder um eine große Freude. Nein, nein! Ich verschiebe meinen Besuch bis zu besser gelegenerer Zeit; nicht wahr, liebe Ael-

tern, Ihr gestattet es mir?" — Gerne wurde ihr willfahrt, und Clemens wußte ihre liebevolle Entsagung dankbar zu würdigen, da besonders nachher mehrere Hindernisse Frieda's kleiner Reise in den Weg traten, und diese noch um viele Wochen verzögerten.

Aber auch in spätern Jahren und bei wichtigeren Gelegenheiten wurde von den Geschwistern der Sinn des obigen Sprüchworts durch die That bewiesen. — Clemens studirte die Rechtswissenschaft, und wollte nach der Aeltern Tod sein Geburtsörtchen verlassen, und seinen Beruf als Advokat in einer größern Stadt beginnen. Frieda sollte bei ihm seyn und bleiben, und zwar gerne und ganz befriedigt. Daher forschte er sorgsam in ihrer Miene, als er ihr den Vorschlag machte, in Mannheim, wohin er bedeutende Empfehlungsschreiben erhalten konnte, künftig zu leben, ob dieses Vorhaben ihren Beifall erhalte. — Frieda hegte aber freilich einen andern Wunsch. Ihre älteste und vertrauteste Freundin war nach Heidelberg gezogen, hatte ihr von dieser Stadt so viel Reizendes und Schö-

nes geschrieben, und schon oft sehnsüchtig das Verlangen geäussert, daß sie doch ihre Genüße mit Frieda theilen möchte. Indessen war Letztere zu vernünftig, um dem Vortheil des Bruders jenen Genuß opfern zu wollen, suchte den eigenen Wunsch zu unterdrücken, und unbefangen scheinend, in des Bruders Wahl zu willigen. Allein, als die Geschwister einmal zusammen am Mittagstisch saßen, brachte der Postbote wieder einen Brief von Valerien. Frieda ahnend, was er enthalten konnte, wollte ihn ungelesen bei Seite legen, jedoch Clemens drang darauf, daß sie sich dieß Vergnügen nicht länger vorenthalten möchte, und so mußte sie nachgeben. Sie durchlief ihn flüchtig, und er bewegte ihr Inneres so gewaltig, daß sie die Farbe wechselte, und ihr Auge sich mit Thränen füllte. „Hast Du eine beunruhigende Nachricht erfahren, liebe Frieda?“ fragte der Bruder besorgt, warf unwillkührlich einen Blick in das Schreiben und fand seinen Namen darinnen, wodurch seine Neugierde rege wurde. Nun suchte er mit aller Ueberredungskunst Frieda zur Mittheilung,

des Briefs zu bewegen. Endlich reichte sie ihm denselben hin, und Clemens las bittere Vorwürfe darinnen, welche Valeria ihrer Freundin machte, und sie der Kälte und Treulosigkeit beschuldigte, weil sie ihren Bruder nicht beredet hätte, Heidelberg zu seinem Wohnort zu wählen. Es ergab sich aus dem Schreiben, daß schon früher über diesen Gegenstand verhandelt worden wäre, Frieda aber aus Rücksicht für den Bruder, ihren Wunsch diesem verschwieg, der Freundin Bitte abgeschlagen und sie dadurch tief betrübt habe. „O liebe, liebe Schwester!“ rief er, als er den Brief gelesen hatte; „warum hast Du mir nicht schon früher dieß Alles mitgetheilt? Ich bin ja bereit, Dir und Valerien zu Gefallen, in Heidelberg künftig zu leben.“ „Aber Dein Vortheil wird darunter leiden, guter Clemens,“ wandte Frieda ein. „Deine Zufriedenheit ist mir mehr werth, als ein erhöhter Geldgewinn;“ erwiederte Clemens. „Auch giebt es leider! überall streitsüchtige Menschen, und so werde ich eben sowohl in Heidelberg meinen Beruf üben können, als anderswo. Es ist beschlos-

sen, wir ziehen dahin!" Voll Entzücken umarmte Frieda den gefälligen Bruder, und setzte sich eilends an den Schreibtisch, um Valerien von dem glücklichen Ausgang der Sache zu benachrichtigen. — In jener Stadt lebten sie nun sehr vergnügt, und Frieda suchte durch die höchste Aufmerksamkeit, ihren Bruder die dankbaren Gefühle ihres Herzens zu beweisen. Bald ereignete sich ein Vorfall, wo sie ihm durch sehr wichtige Dienste sein obiges, ihr gebrachtes Opfer vergelten konnte. — Eine heftige Augenkrankheit setzte ihn ausser Stand, seine Berufsgeschäfte zu besorgen, und doch waren seine Arbeiten dringend und gehäuft. Da entsagte Frieda für mehrere Monate allen Freuden des geselligen Umgangs, aller Theilnahme an öffentlichen Lustbarkeiten, allen Naturgenüssen, und widmete jede Stunde, welche nicht nothwendige häusliche Arbeiten ausfüllten, ihrem geliebten Bruder. Sie vertrat die Stelle eines Schreibers, ließ sich von ihm alle Schriften in die Feder sagen, und ordnete unter seiner Leitung alle Dienstangelegenheiten. War aufgearbeitet, so las sie dem, durch sein Au-

genleidem oft schwermüthigen Bruder, Etwas zur Erheiterung vor, oder verscheuchte durch ihr freundliches Geplauder seine Grillen. — Alles Zureden von Clemens, ihn doch zuweilen zu verlassen, und ihren Freundinnen zu leben, oder sich im Freien zu erholen, waren bei Frieda vergeblich. Treu hielt sie aus, bis er wieder hergestellt war, und äusserte einst auf seine Vorstellungen: „Ich wäre deiner liebevollen Gefälligkeit nicht werth, wollte ich sie nicht nach Kräften erwiedern. Denn — setzte sie mit heiterer Laune hinzu — Du kennst jad as Sprüchwort, Brüderchen: Eine Hand wäscht die Andere.

Jemanden aufs Korn nehmen.

An jeder Flinte befindet sich vorne am Lauf eine kleine Erhöhung, welche das Korn genannt wird, die der Schütze oder Jäger im Auge behalten, und in gerader Linie mit derselben nach dem Gegenstand, den er treffen will, zielen muß. Wenn man daher Jemand

in einer gewissen Absicht, scharf beobachtet, und gleichsam nach ihm zielt, so heißt es: die Person aufs Korn nehmen; und dieß geschah in Kleefeld, einem kleinen Städtchen, wohin vor Kurzem eine Familie gezogen war, welche die Aufmerksamkeit der andern Bewohner auf sich zog. Sie unterschied sich durch ihre Sitten und Gewohnheiten gar sehr von ihnen, und lebte stille und unbekannt. Wenn Jene am Sonntag gewöhnlich alles Neue und Schöne aus ihren Schränken und Kästen hervorsuchten, um in der Kirche damit zu prangen, so kamen diese schlicht und einfach gekleidet in den Tempel, und schienen den schimmernden Putz der Andern gar nicht zu beachten. Wenn im Oertchen irgend eine Lustbarkeit veranstaltet wurde, und die Einladung auch zu den Fremden gelangte, so schlugen sie dieselbe aus, und ersannen nicht einmal eine Entschuldigung deswegen, wie es doch in Kleefeld gebräuchlich war. Rehbergs, — so nannten sich Jene, gaben und besuchten keine Gesellschaften, und schienen jede überflüssige Ausgabe zu vermeiden, doch einige

Arme im Ort hatten in ihrem Hause Zutritt, fanden Speise und Trank, Trost und Hülfe bei ihnen, und rühmten ihre fremden Wohlthäter laut und oft auf Kosten der kargen Mitbürger, deren einige sie immer unfreundlich abwiesen, oder mit einem Heller abspeißten, für den sie ihren hungrigen Magen freilich nicht befriedigen konnten. Dieß und die 3 wunderlieblichen und anmuthigen Kinderchen, welche jene Unbekannten besaßen, so wie die Schönheit eines jungen Frauenzimmers, das bei ihnen lebte, erregte unter den meisten Kleefeldern Neid und gehäßige Gesinnung gegen die schuldlose Familie. Besonders waren einige Frauen, deren Männer Beamtenstellen begleiteten, geneigt, Rehbergs allerlei aufzubürden. Bald hatte man den Briefträger mehrere Tage hintereinander zu ihnen gehen sehen, was auf auswärtige, wahrscheinlich schädliche Verbindungen schließen lasse; bald wollte man im Vorbeigehen bei geöffnetem Fenster von den Ehegatten Ausrufungen gehört haben, welche Angst vor Entdeckungen verriethen; bald behauptete man, die Kinder wären den Aeltern

ganz unähnlich, und könnten geraubt seyn; wieder Andere versicherten: sie gehörten gewiß recht vornehmen Personen an, und bedauerten nur die armen Kleinen, daß sie so hart behandelt würden, da man sie öfters weinen höre. Von der Leute unermeßlichem Reichthum zu reden, gaben die Aeusserungen der Hülfsbedürftigen Veranlassung; denn die knausrigen Männer und Frauen meinten, wer so viel geben kann, müsse ein ungeheures Vermögen haben. Aber woher sich dieses schriebe? das war die große Frage, welche viele Köpfe beschäftigte und beunruhigte. „Vielleicht,“ antwortete man sich — „vielleicht erhalten sie ein reiches Kostgeld für die Kinder, oder der Mann, der zuweilen abwesend war, ist ein falscher Spieler, welcher in der nächsten grossen Stadt sein Geld gewinnt, oder gehört er vielleicht zu einer Gesellschaft, die von Taschenspielerkünsten oder — Hilf Himmel, gar vom Raube lebt.“ — Immer bedenklicher wurden die Vermuthungen, immer ehrenrühriger die Gerüchte, welche die verwerfliche Geschwätzigkeit der Kleefelder in Umlauf brachte;

und endlich wurde der Bürgermeister und seine Räthe dadurch so aufmerksam gemacht, daß sie beschlossen, die Rehbergische Familie recht aufs Korn zu nehmen, und ein wachsames Auge auf sie zu haben. Nur wußte man nicht, wie es eigentlich anzufangen sey, da ihre Lebensweise keine Gelegenheit zu Nachspürungen gab. Die Frauen wurden beauftragt, noch einen Versuch zu machen, Rehbergs Gattin in ihre Gesellschaft zu ziehen, und die Frau Obersteuereinnehmerin Heidenfeld übernahm und versprach es, in höchst eigener Person jene einzuladen, und bei diesem Besuch recht genau Alles zu beobachten, was sie in dem Hause derselben bemerken würde. Sie begab sich also dahin, kam fast unbemerkt in das kleine Wohnzimmer, war erstaunt — Frau Rehberg in der Mitte ihrer Kinder zu erblikken, wie das jüngste auf ihrem Schooße sich liebkosend an sie schmiegte, der größere Knabe bei ihr buchstabirte, und das älteste Mädchen mit dem Strickstrumpf auf einem Schemmelchen zu ihren Füßen saß; die Mutter mit allen höchst liebevoll sprach, und die Kleinen ihr

die süßesten Namen gaben. Der Vater war an einem andern Tisch mit Fertigung großer Landkarten und seine Schwester mit Wäsche zusammenlegen beschäftigt. Im Zimmer herrschte die größte Einfachheit und Reinlichkeit, und die heitern Mienen der Bewohner zeigten von innerer und äußerer Ruhe. Ganz anders hatte es sich Frau Petronelle Heidenfeld gedacht. Sie glaubte Zwist und Streit zwischen den Gatten, zwischen Aeltern und Kindern zu finden, sie glaubte ein ängstliches, geheimnißvolles Wesen, ja eine sichtbare Verlegenheit durch ihre Erscheinung zu erregen — allein dieß Alles war nicht der Fall. Frau Rehberg gieng, sobald sie die Besuchende bemerkte, ihr freundlich und ruhig entgegen; der Gatte und ihre Schwägerin verbeugten sich höflich, ließen sich dann aber in ihrer Arbeit nicht weiter stören, und die Kinderchen giengen auf der Mutter Geheiß zu ihrem Spieltischchen, und unterhielten sich mit Puppensachen, wobei sie jedoch immer zur Mutter hinliefen, sie in kindlichen Ausdrücken, um ihren Rath und Beistand baten,

und von ihr liebreich zur Geduld verwiesen wurden. Nun war die Reihe an Frau Heidenfeld, in Verlegenheit zu gerathen.

Sie war sich ihrer bösen Absicht, etwas Schlimmes zu erforschen, bewußt, und brachte stotternd ihre Bitte hervor, daß Frau Rehberg dem Sonntagskränzchen ihre Gegenwart schenken möchte. Mit freimüthigem Anstand schlug Jene abermals die Einladung aus, und versicherte, daß es gegen ihre Grundsätze wäre, Gesellschaften zu besuchen, welche sie nicht wieder zu sich bitten könne, „und daß mir dieß unmöglich ist, fuhr sie fort, davon werden Sie sich selbst überzeugen, wenn Sie unsere kleine Wohnung beachten wollen.“ Unverrichteter Sache mußte die Frau Obersteuereinnehmerin abziehen, und konnte mit aller erdenklichen Mühe Nichts ersinnen, was sie bei ihrem Besuch etwa Verfängliches entdeckt hätte, und jetzt ihren Gevatterinnen, Nachbarinnen und Basen mittheilen könnte. Das Einzige, aus dem sich Hoffnung schöpfen ließe, daß es doch noch zu einer gerichtlichen Untersuchung bei Rehbergs kommen würde, war

des Mannes Beschäftigung, bei welcher Frau Heidenfeld ihn angetroffen, und von der sie sich keinen deutlichen Begriff machen konnte, da es die Schicklichkeit ihr verbot, sich seinem Arbeitstisch zu nähern. Sie entwarf also eine wunderbare Schilderung von Rehbergs Unternehmen, und meinte, was sie von Weitem erkannt hätte, wären tolle Figuren gewesen, welche auf eine geheime Wissenschaft, oder auf böse versteckte Zwecke deuten. Auf diese Argwohn erweckende Aeusserung wurde abermals bei Rath beschlossen, die sonderbaren Leute recht aufs Korn zu nehmen. — Man gab sich Mühe zu erforschen, wenn Rehberg wieder verreisen würde; stellte den Bäcker, Fleischer, die Wäscherin und alle Leute, mit denen die Rehbergische Familie im bürgerlichen Verkehr war, auf, genau Acht zu geben, und sogleich Nachricht zu ertheilen, wenn sich Etwas von einer Abreise des Unbekannten verlauten ließe. Dießmal wurde es aber den vorsichtigen Herren leicht, hinter die Reise-Anstalten Rehbergs zu kommen; denn er wollte sich, des eingefallenen schlimmen Wetters we-

gen, nicht zu Fuß, sondern im Wagen auf den Weg machen, und der bestellte Kutscher kam athemlos zum hochedeln Bürgermeister und verkündigte ihm, daß Rehberg in die Hauptstadt zu fahren gesonnen sey. Augenblicklich entschloß sich einer der Räthe, sich ebenfalls dahin zu begeben, Jenen auch dort scharf aufs Korn zu nehmen und seine Schritte zu bewachen. Zu gleicher Zeit mit Rehberg gelangte der Rath in der Residenz an, logirte sich in dem nämlichen Gasthof ein, und forschte überall nach ihm und seinen Absichten und Geschäften. Da erfuhr er nun zu seiner großen Verwunderung, daß der gefährlich scheinende Mann ein verabschiedeter Capitain sey, welcher im Landkarten Zeichnen und Stechen sehr geschickt wäre, und sich dadurch seinen Unterhalt verdiene, aber kein Vermögen besäße, als eine fleißige, liebevolle Gattin, eine wackere Schwester und engelschöne Kinder. Wegen seinem Geschäfte sey er mit verschiedenen Buchhändlern der Hauptstadt in Verbindung, welche von Zeit zu Zeit seine Anwesenheit daselbst und ausserdem einen

starken Briefwechsel nöthig mache. Allgemein wurde aber ein sehr günstiges Urtheil über ihn und seine Familie gefällt, und ausgesagt, wie redlich, wohlthätig, einfach und anspruchslos er und seine Gattin wären, und daß sie nur in der Ueberzeugung, in einem kleinen Städtchen wohlfeiler leben zu können, aus der Residenz sich entfernt hätten. —

Mit nicht geringer Beschämung stieg der Rath, sobald er diese Aufklärung erhalten hatte, in den Wagen, und fuhr, so schnell als er konnte, in sein Städtchen zurück, wo er die gesammelten Nachrichten mittheilte und versicherte: „Da wäre Nichts aufs Korn zu nehmen. Dieß seyen redliche Leute, und man thue wohl, wenn man sie ungekränkt ließe, weil der Capitain in der Residenz beliebt und angesehen schiene.“ Die wohlmeinende Warnung wurde befolgt, und die Rehbergische Familie ließ man von nun an, unter dem Namen: — die guten Sonderlinge — ihren eigenen Weg ungestört gehen.

Was eine Nessel wird, brennt bald.

Auch an dem kleinen Keimchen der Pflanze, welche man Nessel nennt, befindet sich die rauhe stachlichte Oberfläche, deren leiseste Berührung empfindlich schmerzt, sie giebt dadurch ihre Abkunft, ihr Geschlecht kund, und zeigt schon klein, was sie größer werden wird. Eben so ist in Kindern die Anlage zu künftigen Fehlern und Tugenden vorhanden, und spricht sich in ihren Wünschen und Handlungen aus. Dieß soll sowohl in guter als schlimmer Beziehung durch folgende zwei Geschichtchen dargestellt werden.

Luischen war als ganz kleines Mädchen sehr ordnungsliebend. In ihrem Spielschränkchen lag Alles an seinem ihm angewiesenen Platz, mit Vorsicht hingelegt, oder hingestellt, und nicht selten nahm die Kleine ein Läppchen, und reinigte und putzte selbst die Bretter des Schränkchens, so wie ihre Spielsachen. Ihre Kleidungsstücke hütete sie sorgfältig vor Flecken und Schaden, und wenn sie dieselben nicht mehr gebrauchte, so legte sie Halstü-

cher, Schürzen, Bänder u. d. gl. sauber zusammen, und hieng die Kleider an ihren Ort. An ihrem Körper duldete Luischen vollends keine Unreinigkeit. Gesicht, Hals, Hände und Zähne — alles war fleckenlos, und die Haare gekämmt und geordnet. Diese Tugenden schienen Luischen angeboren, da sie dieselbe schon als Kind immer und überall übte, und Jedermann, wer sie bemerkte, versicherte der Mutter wohlgefällig: „ihre Tochter werde einmal eine treffliche, ordentliche Hausfrau werden.“ und so war es auch. Noch als Jungfrau, wenn sie in Abwesenheit der Mutter, welche ihren Gatten, der ein Kaufmann war, öfters auf seinen Reisen begleitete, dem Hauswesen vorstund, beobachtete sie in Allem eine ungemeine Pünktlichkeit, und Frau Willmann traf bei ihrer Rückkehr Zimmer und Schränke rein, ja wie ausgeblasen, die Wäsche und alle Geräthschaften in größter Ordnung, und Luise selbst trat in ihrem einfachen, aber höchst reinlichem Anzug, freundlich den Aeltern entgegen. Sie war nicht schön, aber ihre natürliche Anmuth, wurde durch ihre nette und geschmack-

voll gewählte Kleidung ungemein erhöht, und sie genoß die allgemeine Liebe und Achtung. Der Ruf ihrer Ordnungsliebe und ihre andern Vorzüge kam auch einem jungen biedern Edelmann zu Gehör, welcher eine große Landwirthschaft hatte, und sich eine Lebensgefährtin wünschte. Er wollte bei seiner Wahl, weder auf hohen Rang, noch auf Reichthum, noch auf ausgezeichnete Schönheit sehen, und suchte daher, als er Luisens Vorzüge erfuhr, eifrig ihre Bekanntschaft; sie gefiel ihm beim ersten Anblick, und wurde wirklich seine glückliche Gattin. Auch in diesem Verhältnisse bestrebte sie sich, die höchste Ordnung zu beobachten, da sie den richtigen Grundsatz hatte und ausübte: „das größte Geschäft und die unruhigste Haushaltung können durch genaue Befolgung der Gesetze, welche Ordnung und Reinlichkeit vorschreiben, leicht und sicher besorgt werden; wo hingegen eingerissene Unordnungen Alles erschweren, und zum Verderben unaufhaltsam führen.

Unter ihrer Leitung hatte die ganze bedeutende Landwirthschaft einen günstigen Fort-

gang und ein reicher Ertrag belohnte Luisens Bemühung. Ihr freundliches segensvolles Wirken, ihre immer gleiche Nettigkeit im Anzuge, ihre geordnete Denk- und Handlungsweise, und ihre treue Anhänglichkeit an ihre häuslichen Verhältnisse, vorzüglich an ihren Gatten, machten sie diesem immer liebenswürdiger und theurer. Auch auf ihre Kinder trugen sich der Mutter Tugenden über, und sie wurden eben so vorzügliche und geachtete Menschen, und zeigten schon frühzeitig die schönen Neigungen und Anlagen, mit denen sie im Alter sich selbst und andere beglückten.

Daß aber auch schlimme Eigenschaften in Kindern bald erwachen, bei nicht sorgfältiger Behandlung zu Fehlern reifen, und in spätern Jahren traurige Folgen nach sich ziehen, beweißt folgende Erzählung:

Lotte Lohlmann war schon als Kind sehr veränderlicher Natur, wie sie in dem Garten oft von einer Blume zur andern hüpfte, uneinig mit sich selbst, mit welcher sie sich schmücken sollte, bald diese wählte, bald wieder wegwarf und jene vorzog, so war ihr jedes

Spiel, jedes Kleidungsstück, jede Arbeit nur ganz kurze Zeit angenehm. Sie eilte immer von Einem zum Andern, und blieb bei Keinem lange. Einst erhielt sie von ihrer Pathin ein sehr schönes Halstuch, das ihr anfangs ungemein wohl gefiel, und sie bat die Mutter dringend, es ihr zuweilen auch in die Schule tragen zu lassen. Es wurde ihr Wunsch gewährt; allein einige Tage nachher, kam Lottchen mit einem andern Halstuche nach Hause. „Was soll dieß seyn?" fragte Frau Lohlmann erstaunt. „Mütterchen!" erwiederte das Mädchen. „Mein Tuch hat mir gegen das, welches Reinerts Dorotheen gehört, gar nicht mehr gefallen, da habe ich sie zu einem Tausch beredet," „Einfältiges Kind!" erwiederte Frau Lohlmann, hast Du denn nicht beachtet, daß Dein Eigenthum dreimal so viel werth war, als hier das Fremde? Welch ein Schade wäre dieser Handel für Dich und mich. Gleich gehe hin zu Dorotheen und sage ihr, daß ich den unrechtmäßigen Tausch nicht genehmige. Beschämt und verwirrt trug Lottchen Jener ihr Anliegen vor, und da Dorothea ein eigen=

nütziges Mädchen war, so kostete es ihr Mühe, sie zur Zurückgabe ihres Halstuches zu bewegen, wozu sie sich endlich unter bittern Schmähreden verstand. — War Lottchen in einer Kindergesellschaft, oder hatte sie kleine Freundinnen bei sich, so war ihre Veränderlichkeit nicht auszuhalten, denn kaum hatte man ein Spiel begonnen, so gefiel es ihr schon nicht mehr, und man konnte nicht genug Neues ersinnen und herbei bringen, um sie zu befriedigen.

Bei ihren Arbeiten zeigte sich ihr unbeständiges Wesen am Nachtheiligsten. Anfangs ergriff sie alles mit Feuer und Eifer, mit ungemeinem Wohlgefallen, aber wie bald, wie bald trat bei ihr Kälte, Nachläßigkeit und Mißbehagen ein! Da lag dann das begonnene Werk oft auf immer unberührt, und sie gewann keinen Nutzen von der kurzen Mühe, die sie sich gegeben hatte. — Wurde sie aber von Aeltern und Lehrern gezwungen, Etwas zu vollenden, so gebrauchte sie lange Zeit dazu; denn sie blieb keine Stunde anhaltend bei ihrer Arbeit. Bald lief sie ans Fenster, und schaute

auf die Straße, bald sprang sie an Spiegel und ordnete dieß und jenes an ihrem Anzug, bald gieng sie zum Brodkorb und schnitt sich ein Stückchen Brod, das sie dazwischen in Ruhe verzehrte, bald öffnete sie das Clavier und trillerte ein Liedchen — kurz sie war nirgends, am wenigsten aber, am Näh- oder Schreibtisch lange zu finden. Diese üble Gewohnheit nahm mit den Jahren zu und schadete Lottchen gewaltig; denn da sie sich auch in der Freundschaft unzuverläßig und wankelmüthig benahm, so zogen sich alle Mädchen, welche auf treue Anhänglichkeit rechneten, von ihr zurück, und sie stand immer alleine und verlassen, oder von eben so leichtsinnigen Geschöpfen umgeben, wie sie war, die sich nicht darüber grämten, wenn sie heute von Lottchen aufgesucht, und morgen vernachläßigt wurden, aber auf die reinen Genüsse wahrer Freundschaft, und auf ihren bleibenden Segen, mußte sie verzichten. Lottchens bedeutendes Vermögen, führte ihr, trotz ihres grossen Fehlers, späterhin einen Gatten zu, mit dem sie, da er ein sehr wackerer Mann war,

sehr glücklich hätte leben können; allein auch in häuslichen Verhältnissen war ihre Liebe zu immer neuen Veränderungen nicht nur ihrer Ruhe und ihrem Glücke sehr schädlich, sondern sie untergrub dadurch die, ihres braven Mannes. — Die Einrichtung, die sie als Braut in ihrem Hause traf, die Möbeln, Geräthschaften und Zierrathen, welche ihr theils von ihren Aeltern angeschafft, theils als Hausgeschenk gegeben wurden; die Dienstboten, die sie gedungen hatte — Alles gefiel ihr nur einige Monate; bald verkaufte oder vertauschte sie Jene gegen andere, wenn auch oft viel geringere. Bald jagte sie die Mägde um unbedeutender Kleinigkeiten willen fort, und nahm andere, wenn auch oft schlechtere in Dienst; bald machte sie ihr Wohnzimmer zum Schlafzimmer, den Saal zu einem Besuchzimmer, nöthigte oft den Gatten, ihren Launen zu weichen, und seinen Aufenthalt zu verändern. Kurz, sie hatte weder Ruhe noch Rast, versplitterte auf solche strafwürdige Weise ungemein viel Geld, quälte die Menschen, und machte es endlich dem Herrn Gemahl so bunt,

daß er sich von ihr scheiden ließ. Als dieß in der Stadt ruchtbar wurde, so hieß es allgemein: „O dieß konnte man voraussehen! — War denn nicht Lohlmanns Lottchen schon als Kind ein unerträglich veränderliches Geschöpf? und so ließ sich nichts Besseres von ihr erwarten, denn, was eine Nessel werden will, brennt bald.

Laß dich nicht zum Besten haben.

Leider wird im gewöhnlichen Sprachgebrauch das Wort — gut — in einem unvortheilhaften Sinne genommen. Ein guter Mensch, heißt auch nicht selten, ein schwacher, ja, ein solcher, der sich viel gefallen — der Beste aber in dieser Beziehung, der sich Alles gefallen, und sich also mißbrauchen läßt. Wer daher gelassen und gleichgültig dabei bleibt, wenn Andere ihn lächerlich machen, oder ihm Unwahrheiten aufbürden, der läßt sich für den Besten halten, woraus obige Redensart mit veränderten Worten hervorgieng.

Derjenige indessen, der immer zum Besten gehabt, oder gehalten wird, kann wohl keinen großen Verstand besitzen, sondern wird gewiß ein bischen einfältig seyn; und dieß war wirklich der Fall bei dem zehnjährigen Hermann Berthold. Dieser war die Zielscheibe des Witzes aller seiner Gespielen, Mitschüler, ja selbst seines Bruder Rudolphs und der Dienstboten; denn er glaubte Alles, und war immer bereit, das zu thun, was Andere verlangten, wenn es auch das Ungereimteste war. Oft sagte der Vater tadelnd zu ihm: „Hermann, merkst Du denn nicht, daß sie Dich zum Besten haben? Sey doch vernünftig, und halte besser auf Deine Ehre.“ Allein kaum war er wieder unter seines Gleichen, oder in die Gesindestube gerathen, so hatte man ihm schon eine neue Lüge aufgeheftet, oder eine tolle Zumuthung gemacht. Einst fiel im Winter ein starker Schnee, da sagte die Magd zu ihm: „Hören Sie, lieber junger Herr, ich will Ihnen etwas rathen. Sie sehen, wie manche Schneeflöckchen in Gestalt kleiner Sternchen herunter fallen. Da nehmen

Sie nun einen Bogen buntes Papier, stellen sich damit in den Hof, und lassen Sie denselben dünne beschneien, darauf eilen Sie in die Stube, und legen Sie das Papier in die Ofenröhre, dann trocknen die weißen Sternchen und nehmen sich allerliebst auf dem bunten Grund aus.“ Willig befolgte Hermann die erhaltene Weisung, sammelte Schnee auf einem Bogen grünen Papier, und lief damit, so schnell er konnte, zu der Ofenröhre; allein die natürliche Folge war, daß der Schnee zerschmolz, und das Papier verdarb. Ein schallendes Gelächter zeigte Hermann, daß er wieder recht einfältig war.

In der Schule übergab ihm ein andermal ein Knabe geheimnißvoll ein versiegeltes Pakettchen, mit der fast ängstlichen Ermahnung, es recht gut zu bewahren, und nur in der Mitternachtsstunde zu öffnen, er würde etwas Unerwartetes darinnen finden. Neugierig fragte Hermann, was es denn wäre? Da raunte ihm Jener ins Ohr: „Du wirst ein Vögelchen erblicken, das Dir in der feierlichen Minute etwas Wichtiges verkündet.“ Her=

mann wußte nicht, wie er das Päckchen vorsichtig genug zu sich stecken sollte, um dem armen Wundervögelein, das seiner Meinung nach, lebendig war, nicht wehe zu thun. Als er nach Hause kam, hielt er das Pakettchen dicht ans Ohr, um ein leises Zwitschern zu hören; allein es war Nichts, da legte er es sorgsam in sein Schreibpult, und konnte kaum die Nacht erwarten, welche seine Neugierde befriedigen sollte. Die Knaben waren gewohnt, um 10 Uhr sich nieder zu legen, und auch an jenem Abend sollte diese Ordnung beobachtet werden. Allein Hermann sträubte sich dagegen, versicherte, daß er gar nicht schläfrig sey, und zu arbeiten habe. Der Vater gestattete ihm noch ein halbes Stündchen, dann mußte er zu Bette. Jedoch an ein Einschlafen war bei ihm nicht zu denken, er zählte die Viertelstunden, und wähnte oft, das leise Picken von der Taschenuhr des Vaters — der im Nebenzimmer schlief — und welches Hermann also immer hörte, sey eine Bewegung des Vögeleins, das er in dem versiegelten Päckchen auf einen Stuhl neben sich

liegen hatte. Endlich war $\frac{3}{4}$ auf 12 Uhr vorüber. Leise kroch Hermann aus seinem Bette, auf welches er sich nur halb ausgekleidet geworfen hatte, schlich sich durch sein Kämmerchen in das daran stoßende Kinderzimmer, in dem seine kleinen Geschwister nebst der Wärterin schliefen, und wo ein Nachtlicht brannte. An diesem zündete er seinen Wachsstock an, und begab sich wieder in sein Gemach, öffnete, vor Begierde zitternd, das Päckchen, und fand ein kleines Kästchen, in diesem ein sauber gemaltes Vögelein, aus dessen Schnäbelchen die merkwürdigen Worte giengen: „Du bist ein Einfaltspinsel!“ Hermanns Aerger und Verdruß läßt sich nicht beschreiben. Er vergaß sich so sehr, daß er mit dem Fuße stampfte, und zu weinen anfieng. Dadurch erwachte nicht nur sein, bei ihm schlafender Bruder, sondern auch der Vater, welcher erschrocken in Hermanns Kämmerlein sprang; denn er glaubte, es sey ihm etwas zugestoßen. Allein, wie erstaunte er, als er das Wundervögelein mit dem ehrenvollen Ausspruch erblickte. „Aber, sage mir, mein Sohn, was soll denn

dieß Alles bedeuten? und warum schläfst Du nicht, wie andere Menschen, und störst noch überdieß uns?" setzte er heftig werdend hinzu. Unter vielen Thränen, theilte Hermann den Aeltern (denn auch die Mutter war herbeigekommen), den ganzen Vorgang mit, und er erhielt, wie leicht zu erachten ist, einen derben Verweiß. Ferner mußte er zur Strafe, das fatale Bildchen unter Rahm und Glas machen, und in seinem Kämmerchen aufhängen, um immer eine sichtbare Ermahnung zu haben, sich seine einfältige Leichtgläubigkeit abzugewöhnen. Er gab sich wohl deshalb Mühe, jedoch ganz konnte er sich doch nicht von ihr los machen, und sein eigener Bruder Rudolph, der ein Jahr älter war, mißbrauchte ihn zuweilen; z. B. bei folgender Gelegenheit:

Zur Herbstzeit war in der Nähe der Stadt, wo diese Familie wohnte, ein Lustlager geschlagen, und Rudolph, der es kaum hatte erwarten können, befand sich unter den Ersten, die hinaus liefen, um es zu besehen. Bei seiner Rückkehr machte er nun Hermann eine recht abentheuerliche Beschreibung davon, und sagte

unter anderm: „die Offiziers-Zelte seyen alle von glänzendem Silberflor, und jedes würde von zwei Mohren in feuerfarbener Kleidung bewacht. Die Musik aber führten bei den Uebungen der Truppen Frauen in goldenen Brustharnischen an, welche die Trompeten bliesen.“ — Diese Erzählung spannte Hermanns Erwartung sehr hoch, und er vermochte es kaum, die Neuigkeiten bei sich zu behalten. Aber Rudolph verbot ihm aus guten Gründen, ja dem Vater nichts davon zu sagen, damit es diesen recht überrasche. Hermann wollte nach des Bruders Beispiel, mit seinen Mitschülern in das Lager gehen, allein die Aeltern gestatteten es ihm nicht, versprachen aber dagegen, ihn selbst dahin zu begleiten. Als dieß nun geschah, suchten seine Augen die silberflorenen Zelte, die Mohren in feuerfarbener Kleidung, die weiblichen Trompeter in ihren goldenen Harnischen, und nirgends war dergleichen zu erblicken. Da meinte Hermann noch immer, nicht Alles gesehen zu haben, ob er gleich das ganze Lager durchstrichen hatte, hielt die größten Offiziers-

Zelte für die, der gemeinen Soldaten, und verwunderte sich, vornehme Krieger darinnen zu erblicken. Endlich konnte er sein Verlangen, die geschilderten Wunderdinge zu sehen, nicht länger zurückhalten, und bat den Vater, ihn doch zu den köstlichen Zelten, zu den schwarzen Männern, und kriegerischen Frauen zu führen. „Was willst Du?" fragte ihn der Vater, und blickte ihn mit großen Augen an. Doch gleich fiel ihm das tadelnswürdige Streben anderer Knaben ein, seinen Hermann zu belügen. „Mein Himmel! laß Dich doch nicht so arg zum Besten haben!" sagte Herr Berthold unwillig. „Wer war denn wieder der unartige Junge, der Dir die derben Unwahrheiten aufgebürdet hat?" Hermann nannte seines Bruders Namen, und dieser würde, wäre er zugegen gewesen, den aufwallenden väterlichen Zorn schwer zu empfinden gehabt haben, so aufgebracht war Herr Berthold. Doch es lagen mehrere Stunden dazwischen, bis er Rudolph sprach. Unterdessen hatte sich seine Heftigkeit gemindert, und obgleich noch sehr unzufrieden, doch ruhi-

ger, hielt er nun dem Sohn das große Unrecht vor, seinen am Geist schwächern Bruder und dessen Leichtgläubigkeit zu mißbrauchen. Er wußte ihm so eindringende Vorstellungen zu machen, daß dieser ihm tief gerührt gelobte: es nie mehr zu thun, sondern vielmehr Hermann gegen Andere in Schutz zu nehmen. Er that es wirklich, und bewahrte nicht nur auf diese Weise seinen Bruder vor vielen Kränkungen, sondern suchte auch vortheilhaft auf seine Geisteskräfte zu wirken, und durch thätige Hülfe bei seinen Aufgaben, durch vernünftige Mittheilungen und lehrreiche Unterhaltungen ihn immer verständiger zu machen. Er erreichte seine Absicht, und Niemand durfte es mehr wagen, Hermann zum Besten zu haben.

Jakob und Alphons lassen alle Fünfe gerade seyn.

Alle Zahlen, welche ohne Reste, zwei oder auch mehrere gleiche Theile geben, nennt man im gemeinen Sprachgebrauch, gerade Zahlen, dahin gehören, 2, 4, 6, 8 u. s. w. Aber

wo bei jener Zertheilung Eines übrig bleibt, diese Zahlen heißen ungerade, nämlich: 5, 7, 11, 13 u. a. m.

Wem es nun einerlei ist, ob er fünf als eine gerade oder ungerade Zahl annimmt, der ist entweder entsetzlich gleichgültig, oder leichtsinnig, und wird diese Stimmung seiner Seele, auch in seiner Handlungsweise zeigen. Solch eine stumpfe Sinnesart besaß Jakob, der Sohn des Kunstgärtners Baumann, auf dem Landgut des Baron von Schönbergs. Der Vater war ein geschickter und thätiger Mann, und es ärgerte ihn nicht wenig, daß Jakob so theilnahmslos in der Welt herumstolperte. Er gab ihm manche fühlbare Erinnerung an sein Daseyn und an seine Pflicht, durch Rippenstöße und Kopfnüße, durch Scheltworte und Spottreden, aber es half Alles Nichts. — Baumann war mit dem grauenden Tag wach und munter, und gieng dann rasch an die Arbeit; Jakob ließ alle Fünfe gerade seyn, schlief — es mochte viel oder wenig zu thun geben, — fort und fort, bis des Vaters donnernde Stimme ihn aus den

Federn trieb. Dann wurde fein gemächlich das Frühstück verzehrt, und wenn die Mutter ihn immer ermahnte, sich zu eilen, so ließ er sich doch in seiner Ruhe nicht stören; endlich erhob er sich, und begann sein Geschäfte; aber wie? — gleichgültig und nachläßig. „Junge! läßt Du wieder alle Fünfe gerade seyn?“ fuhr ihn oft der Vater heftig an, wenn er beim Graben, Pflanzen und Begießen, alles verkehrt und unordentlich machte; oder wenn er gedankenlos in die Welt hineinstierte, indem man ihm einen Auftrag gab, und man es ihm ansahe, daß es ihm einerlei sey, ob er denselben richtig oder falsch besorge. Da wurde oft Jener so böse, daß er sich kaum in seinem Zorn zu fassen vermochte. Aber weder des Vaters Strafen, noch der Mutter freundlichere Vorstellungen waren fähig, bei Jakob eine Sinnesänderung zu veranlassen, und so ließ man ihn, nach allen vergeblich angewandten Versuchen, ihn zu bessern, in seiner Weise fortleben. Zum Glück war Baumann nicht unbemittelt, sondern hinterließ Jakob, als er starb,

ein hübsches Vermögen. Allein Herr von Schönberg jagte ihn gleich nach der Aeltern Tod aus seinem Dienst. Er kaufte sich nun eine eigene Besitzung, hielt sich Knecht und Magd, und übergab diesen sein Hauswesen, aber er selbst ließ alle Fünfe gerade seyn, und blieb hübsch träge in seiner Ruh sitzen. Da gieng nun freilich Alles rückwärts, und Jakob sah sich bald am Ende seines Wohlstandes, ja es kam zuletzt so weit, daß er von fremden Wohlthaten leben, und sein Daseyn in Mangel beschließen mußte.

Dahin bringt die Menschen sträfliche Gleichgültigkeit und Stumpfsinn. Aber auch der Leichtsinn läßt alle Fünfe gerade seyn, und dieß zu seinem größten Schaden. So besaßen der junge Baron in Schönberg, und der Sohn des Gärtners einen und den nämlichen Fehler, der aber nur aus verschiedener Quelle entsprang. Alphonsen war es auch ganz einerlei, ob seine Lernaufgabe groß war oder nicht, denn er war leichtsinnig. Er tummelte sich in Gärten, auf Wiesen, im Walde herum, und fragte weder nach Zeit, noch auf den Be=

fehl seiner Aeltern, und seiner Lehrer, bis er mit aller Strenge ins Schloß und an den Arbeitstisch getrieben wurde. Auch hielt er sich in seinem Anzuge sehr nachläßig, und machte keinen Unterschied, ob Gesellschaft im Hause sey, oder nicht. Er erschien im ungekämmten Haar, im staubigen Rock, in beschmuzten Stiefeln oder Schuhen, und hielt auf keine Ordnung und Reinlichkeit selbst, sondern ließ alle Fünfe gerade seyn, und Andere dafür sorgen. Auch sein Taschengeld kümmerte ihn nicht sehr. Ob er viel oder wenig hatte, ob er gleich zu Anfang der Woche Alles für geringfügige Gegenstände hingab, und nun, bis er wieder welches bekam, nichts mehr besaß, dieß war ihm Alles einerlei. „Höre, lieber Sohn!“ sprach der Baron einst zu ihm; „ich sehe für Dich einer traurigen Zukunft entgegen. Wer, wie Du, alle Fünfe gerade seyn läßt, kann auf kein verdientes sicheres Glück rechnen. Du wirst Dir keine gründliche Kenntnisse sammeln, Du wirst gleichgültig gegen das Urtheil der Menge seyn, und das Vermögen, und die Besitzungen, was Du einst von uns

erhältst, bist Du nicht fähig, gehörig und treu zu verwalten, da Nichts für Dich einen entscheidenden Werth hat. Lege also, ich bitte Dich, Dein leichtsinniges Wesen ab, sonst wirst Du einst, mit zu später Reue sagen müssen: mein Vater hat Recht gehabt." Alphons wurde nach dieser und öfters wiederholten, ähnlichen Ermahnungen auf einige Zeit ernster und besonnener; allein es dauerte nicht lange, bald kehrte er zu seiner ehemaligen Denk- und Handlungsweise zurück, und machte es ärger als zuvor. Was war die Folge davon? — Alles traf so ein, wie es der Baron vorausgesagt hatte. Alphons genoß in seinem spätern Leben, weder die Achtung der Menschen, noch das reine Glück, das dem wissenschaftlich gebildeten Geist, und einem festen, geregelten Willen zu Theil wird, und da er recht unverzeihlich mit seinem Vermögen wirthschaftete, so sahen sich, nach dem Ableben der Aeltern, seine nächsten Verwandten genöthigt, ihn unter genaue Aufsicht zu stellen, und nur das Nöthigste zu eigener Verwendung ihm zu überlassen. Darüber unwillig, gieng er

heimlich aus dem Vaterlande in die weite Welt. Aber nach einiger Zeit wurde der Familie sein Todtenschein zugeschickt, da er auf der See bei einem Sturme das Leben verlor.

Wem muß man recht auf die Finger sehen?

Im Städtchen Altdorf war Jahrmarkt, und das bunte Gewühl, das auf dem Hauptplatz Statt fand, belustigte Eduard, eines Beamten Sohn, dessen Wohnung am Markte lag, schon einige Stunden lang, auf angenehme Weise. Ueberdieß erwartete er Gäste, nämlich zwei Freunde seines Vaters, und deren Söhne, die in seinem Alter waren. Daher gieng er nicht vom Fenster weg, und so beobachtete er auch lange einen Taschenspieler, der in der Nähe seine Bude hatte, und mit seinen Zauberkünsten die Zuschauer belustigte. Eben war er im Begriff, sich auf die Straße zu ihm zu begeben, und seinen Hockus Pockus in der Nähe mit anzusehen, als ein Posthorn ertönte, ein Wagen herbeirollte, und der sehn=

lichst erwartete Besuch erschien. Welche Freude gewährte er gegenseitig, und wie geschäftig zeigte sich Eduard, seinen kleinen Freunden alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, die sie, nach ihrer ziemlich weiten Reise bedurften. Es war Spätherbst, und die Witterung rauh und kalt, daher mußten sich die Gäste mit dem bereitstehenden Kaffee zuerst laben, und im geheitzten Zimmer erwärmen, ehe Eduard ihnen die Herrlichkeiten der Messe zeigen konnte und durfte. Der Taschenspieler hatte ihm am besten gefallen, daher war es auch das Erste, was er Ferdinand und Sigmund als recht sehenswerth schilderte, und ihre Erwartung ziemlich hoch spannte. Der Taschenspieler verwandelte nämlich drei Kieselsteine, in drei nette Mäuschen, er ließ einige kleine Kugeln auf das Verlangen der Umstehenden, bald aus dem, bald aus jenem leer scheinenden Becher spazieren, er ließ einen Schwan von Blech auf einem Becken mit Wasser schwimmen, der jede Wendung machte, die er von ihm verlangte. Kurz, es waren Wunderdinge, welche Eduard gesehen hatte, und nun seinen Freun-

den erzählte. Auch die Väter hörten auf diese Schilderung, und ermahnten die Kinder, sich nicht täuschen zu lassen, sondern recht aufmerksam zu seyn, sie würden dann hie und da vielleicht den kleinen Betrug, der dabei Statt haben müßte, entdecken. „Seht nur dem Herrn da unten recht auf die Finger," sprach Herr Liebmann, Eduards Vater, „sonst geht es euch, wie der Volksmenge, daß ihr Uebernatürliches zu erblicken wähnt." Die Söhne befolgten die erhaltene Lehre, und — siehe da — bei der Mäuse-Verwandlung bemerkte Eduard, wie der Taschenspieler den Sack, aus dem er die Steine herausschüttelte, und wieder hineinwarf, auch die Leute sie darinnen sehen ließ, — mit Blitzesschnelle unter beständigem Plaudern dann umwandte, und auf der andern Seite, die Mäuse mit seinem „Duck, Duck, Duck," herauslockte. „Ich habs, ich habs!" flüsterte er Ferdinand leise zu. Der Sack muß oben und unten offen, doch in der Mitte mit einem Boden versehen seyn, und daher befinden sich die Steine und die Mäuse darinnen, aber getrennt von ein=

ander. Auch entdeckten sie, daß der Schwan durch eines Menschen Hand geleitet wurde, der unter dem, mit einem Tuch behangenen Tisch verborgen war, aber Sigmunds forschendem Auge nicht entgieng, und bei den Kugeln und Bechern überzeugten sie sich ebenfalls, daß des Mannes Schnelligkeit, das Unbegreifliche des Kunststücks hervorbringe. Die Knaben kamen nun jubelnd mit der Aeusserung ins Wohnhaus zurück: daß sie dem Tausendkünstler recht genau auf die Finger gesehen hätten, und dadurch auf die Spur mancher Betrügerei gekommen wären. „Nun, das ist gut," versetzte Herr Liebmann; „seyd immer nur recht achtsam bei allem Unbegreiflichen und Ungewöhnlichen, was ihr sehet, und ihr werdet dann recht oft die Wahrheit ans Licht ziehen. O, es ist recht folgereich und nützlich, manchen Menschen auf die Finger zu sehen! Ich könnte davon ein Beispiel aus meiner Jugend anführen." Sobald die Kinder von einer Erzählung hörten, ließen sie nicht nach, Herrn Liebmann zu bitten, diese ja zum Besten zu geben, auch seine

beiden Freunde stimmten mit ein, und er begann also: „Es ist eine ernste Geschichte, die ich mittheile, aber die Wendung, welche die Begebenheit nahm, kann und wird die Theilnahme so guter Kinder, wie ihr seyd, erwecken, und ich will daher den allgemeinen Wunsch erfüllen. Als ich ausstudirt hatte, machte ich einen nicht unbedeutenden Ausflug in fremde Länder. Auf der Heimreise verweilte ich mehrere Tage in einer großen Stadt, besuchte an einem Abend das Kaffeehaus daselbst, und fand hier unter andern eine Gesellschaft, die Faro spielte.“ „Was ist das für ein Spiel?“ fragten die Knaben. Herr Liebmann erwiederte: „Ein Kartenspiel, in welchem nur allein das Glück, und nicht das geschärfte Nachdenken, Gewinn und Verlust herbei führt, und worinnen man ungeheuer viel Geld verlieren kann, weswegen es auch von einer guten Polizei nicht gestattet wird. Ich trat nun aber zu jenem Tisch, um zuzusehen, und es erregte die Gemüthsbewegungen der Spielenden, die man in ihren Gesichtern lesen konnte, meine Aufmerksamkeit;

besonders entgieng mir die sichtbare Angst eines Mannes nicht, dessen kummervolle Züge ich immer theilnehmend betrachten mußte; ja, ich konnte mein Auge lange nicht von ihm abwenden, und als er einen Thaler um den andern, dem Banquier, oder Vorsteher des Spieltisches hinwarf, da war mir, als hienge an jedem desselben ein Theil seines Lebens. Der Banquier gewann viel, alle die übrigen unbedeutend. Dieß machte mich mißtrauisch gegen den saubern Patron, und unbemerkt schlich ich ihm immer näher und näher. Warte, dacht' ich, dir muß ich scharf auf die Finger sehen, denn da geht es gewiß nicht mit rechten Dingen zu. So war es auch. Bald entdeckte ich, daß jener ein falscher Spieler sey, und bemerkte Kunstgriffe, welche den Andern in der Leidenschaft und gespannten Aufmerksamkeit auf ihr Glück und Unglück entgiengen. „Halt, das geht nicht!“ rief ich endlich, als ich wieder einen unumstößlichen Beweiß, daß der Banquier betrüge, wahr nahm, und eben ein hoher Preiß auf des Bekümmerten Karte

stand. Der Verrathene sprang zornig auf und erwiederte — „warum mischen Sie sich in Dinge, die Sie nichts angehen.“ — In diesem Augenblick trat ein Polizeibeamter in das Zimmer, kam schnell herbei und fragte: was es gebe? Ich wiederholte ruhig, aber fest meine Behauptung; auch die Mitspielenden hatten sich nun von ihren Plätzen erhoben, und beklagten sich über ihr auffallendes Unglück. „Meine Herren!“ fiel der Beamte ein, „Sie wissen, daß hohe Glücksspiele verboten sind, daher werden Sie wohl nicht ungestraft durchkommen, und ich muß Sie bitten, mir Ihre Namen und Wohnung anzugeben. Dieser aber, — er zeigte auf den Banquier, wird sich's gefallen lassen, mich zu begleiten. Die Sache muß untersucht werden.“ Es kam nun das gewonnene Geld des Banquier in eine Chatoulle, welche der Beamte versiegelte, auch forderte er Jenem die Karten ab, und steckte sie zu sich. Als sich darauf Beide entfernt hatten, sah ich mich von den andern Spielern umringt, welche über Verdienst meine Entschlossenheit rühmten, mit

welcher ich muthig den Betrüger entlarvte. Nur der sorgenvolle Mann blieb düster, mit in einander geschlagenen Armen in einem Fenster stehen, und sagte Nichts. Ich war zu schüchtern, ihn anzureden, ob ich es gleich im Herzen wünschte, daß er mich zu seinem Vertrauten machen möchte. Indessen hatte ich nicht Lust, länger zu bleiben, und verabschiedete mich im Allgemeinen von den Anwesenden, von Jenem aber besonders, und er mochte in meinen Blicken obiges Verlangen gelesen haben, denn als ich mich schon auf dem Vorplatz befand, kam er mir nachgerannt, nahm mich beim Arm, führte mich in ein offenstehendes Gastzimmer, wo wir alleine waren, und sprach in höchster Spannung: „O, sagen Sie mir, was bewegt Sie, so viel Theil an mir zu nehmen? Täusche ich mich nicht, so habe ich ein Menschenherz gefunden, das meinem Unglück Mitleid schenkt.“ Durch meine Erwiederungen gelang es mir, ihn zu überzeugen, daß mich eine wahre Sehnsucht erfülle, seinen sichtbaren Kummer ihm abnehmen zu können, und daß ich mich freuen

würde, wenn er mich seines Vertrauens werth halten wollte. Nach kurzem Bedenken entdeckte er mir, daß er durch den Fall eines Handlungshauses in jener Stadt sein ganzes Vermögen verloren habe, und hieher gereißt sey, um vielleicht nur Etwas davon zu retten. Alle seine Bestrebungen wären vergeblich gewesen, und er war im Begriff, trostlos zu Weib und Kindern heimzukehren. Da bestimmte ihn in der letzten Nacht ein Traum, zu einem Freunde zu gehen, 100 Thaler von ihm zu borgen, um mit diesen, in einem bedeutenden Glückspiel große Summen zu gewinnen. Traum und Hoffnung zerronnen am Tisch des betrügerischen Banquiers, und mit jedem Verlust stieg des Getäuschten Herzensangst, bis meine Dazwischenkunft dem Spiel ein Ende machte. So weit gieng seine Erzählung, und er beschloß sie mit einer schmerzlichen Klage über sein Geschick. Da suchte ich ihn durch meine Ueberzeugung aufzurichten, daß des falschen Spielers Betrug, gewiß an das Licht kommen, und er sein verlornes Geld wieder erhalten würde. Zugleich faßte ich den Ent-

schluß, an meinen reichen, kinderlosen Oheim zu schreiben, und ihm des Mannes hülflose Lage zu schildern, in dem frohen Glauben, daß Jenen sein edler Sinn ohne Zweifel zu einer Unterstützung des Armen bestimmen würde; wenn er ihn nämlich, (da er in demselben Ort eigentlich lebte) nach eingezogenen Erkundigungen würdig finde. Ich hatte mich nicht geirrt, meine zutrauliche Schilderung des ganzen Vorgangs, und die gesammelten Urtheile über den unglücklichen Mann, gewann diesem meines großmüthigen Onkels thätiges Mitleid, und mir seinen väterlichen Beifall. Er hatte unter seinen Bekannten für Jenen eine Sammlung angestellt und einige 100 fl. zusammengebracht, welcher er selbst eine Rolle Goldstücke beizulegen versprach. Mit dieser Kunde suchte ich ungesäumt den Hülfsbedürftigen auf, und theilte sie ihm hocherfreut mit. Seine Ueberraschung, sein Dank, sein Entzücken, fanden keine Worte. Mit nassem Auge fiel er mir um den Hals, und nannte mich seinen Retter, seinen Schutzengel; dann erzählte er mir mit lebhafter

Freude, daß ihm auch sein verlornes Geld wieder zurückgegeben worden sey, bis auf einen kleinen Abzug, den er als Strafe, Faro gespielt zu haben, zu zahlen verbunden war. Der Banquier wurde der Betrügerei überwiesen, und mußte die Stadt meiden. Wie durfte ich mich also freuen, schloß Herr Liebmann seine Erzählung, daß ich diesem damals recht scharf auf die Finger sah. Die gemachte Entdeckung verhütete, daß nicht noch mehrere Menschen auf diese Weise unglücklich wurden, und überdieß dankte ihr eine Familie ihre Rettung vom Verderben; denn der Kaufmann errichtete mit seiner geschenkten und geliehenen Summe wieder ein kleines Handelsgeschäft, welches, wie ich nachher erfuhr, einen segensreichen Fortgang hatte."

Die Freunde, und selbst die Knaben hatten Herrn Liebmann bei seiner Geschichte aufmerksam zugehört, und ihm ungetheilten Beifall geschenkt, dann aber giengen Letztere ihren kindlichen Spielen nach, und belustig-

ten sich auch noch auf dem Jahrmarkt durch Beschauung der verkäuflichen Herrlichkeiten und der Menschen Menge, so lange es die Tageshelle ihnen erlaubte. Doch die Sonne gieng damals schon bald unter, und da die Gäste des Beamten auf mehrere Tage eingeladen waren, so entwarfen die Knaben mancherlei Plane, wie sie auch die Abendstunden beim Kerzenschein vergnügt mit einander zubringen wollten. Für heute wurden einige gesellschaftliche Spiele angeordnet, weil auch Freundinnen von Eduards Schwester zugegen waren. Frau Liebmann hatte Pfeffernüßchen, Mandeln und Rosinen statt der Rechenpfennige hergegeben, und der muntere Kreis umgab den runden Tisch mit frohen Hoffnungen auf den möglichen Gewinn. Eines der Mädchen, Edmunda war ihr Name, liebte die Näschereien ungemein, spielte daher sehr leidenschaftlich und wünschte sehnlichst, oft und viel zu gewinnen. Aber gerade ihr war das Glück nicht hold, da versuchte sie ihm nachzuhelfen, und bald einer Mandel, bald einigen Pfeffernüßchen und Rosinen heimlich

habhaft zu werden. „Nein, Edmunda, das gilt nicht,“ rief ihre Nachbarin Therese, als sie es nach einer Weile gewahr wurde, „Du kaperst ja unsere guten Sachen weg, das müssen wir uns verbitten. Ey, Kindschen, ich merkte wohl, Du bist eine kleine Diebin, und solchen Leuten muß man scharf auf die Finger sehen; gieb her die Deinigen.“ Bei diesen Worten öffnete ihr Therese halb scherzend, halb unwillig die geschlossene Hand, und die entwendeten Süßigkeiten fielen auf den Tisch. Mit einer glühenden Schamröthe erhob sich Edmunda von ihrem Platz, gab eine unbedeutende Ursache an, die sie nach Haus riefe, und entfernte sich eilig. „Laßt sie gehen,“ sagten Einige aus der Gesellschaft, wir brauchen Niemanden in unserer Mitte, dem man so ängstlich auf die Finger sehen muß, wie es bei Edmunda nöthig gewesen wäre; und wir werden ohne sie vergnügter seyn.“ Dieß war nun auch wirklich nicht nur an jenem Abend der Fall, sondern noch ein paar folgende, und so lange Eduards Freunde bei

ihm weilten, welche endlich mit Trauer, daß die vergnügten Tage und Stunden so schnell verflossen waren, aber mit herzlichem Dank gegen ihren kleinen gefälligen Hauswirth, von diesem schieden.

Albert streut Andern Staub in die Augen.

Schon frühzeitig äusserte sich in Albert die tadelnswürdige Neigung zu List und Betrug. Immer bestrebte er sich seine wahre Denk- und Handlungsweise vor Andern zu verbergen, besser zu scheinen, als er war, die Leute in ihrem Urtheil über ihn unsicher zu machen, und sie zu verhindern, sein Thun und Treiben recht zu beobachten; gleich als wenn er ihnen Staub in die Augen gestreut hätte, wodurch sie natürlich unfähig gemacht worden wären, sein Verfahren, und seine Absichten deutlich zu erkennen. Selbst bei den Aeltern scheute er sich nicht,

jenen Versuch zu wagen, und meistens gelang er ihm. War er hinter die Schule und mit bösen Kameraden spazieren, oder auf's Eis gegangen, und hatte sich mit der Nachhausekunft verspätet, so wußte er es dem Vater recht glaublich zu machen, daß der Lehrer ihm irgend einen Auftrag ertheilt, und der ihn aufgehalten habe. Widerfuhr ihm der Unfall, Etwas zu zerbrechen, zu zerreissen, oder zu beschmutzen, so verstand er es, die Umstände dabei so zu schildern, daß die Schuld von ihm wegfiel. Alles, was er that, erhielt bei Andern den Schein des Erlaubten; selten erregte er Mißtrauen, und geschah es auch, so half er sich größtentheils mit glaubwürdig scheinenden Ausreden wieder durch. Albert hatte z. B. eine leidenschaftliche Lesesucht, welche der Vater mit Recht mißbilligte, und um sie in Schranken zu halten, seinem Sohne die Stunden vorschrieb, die er jener Unterhaltung widmen durfte. Demungeachtet überraschte ihn die Mutter einmal zu verbotener Zeit bei einem Lesebuch. Aber er hatte sich für einen solchen Fall wohl

vorgesehen, und ein Schreibheft bereit gehalten, unter welches er, als Frau Reichenau eintrat, schnell das Buch schob. Die Mutter bemerkte es, und fragte ernst: „Was hast Du hier versteckt, Albert?“ — Versteckt? antwortete mit scheinbarer Verwunderung dieser; ich habe nichts versteckt; sieh liebe Mutter, dieß Buch hier habe ich unter die dünne Seite meines Schreibhefts geschoben, damit es eine höhere Lage bekommt, und ich besser darauf schreiben kann. Frau Reichenau glaubte es, und entfernte sich ohne weitere Untersuchung. Ein andermal hätte er für sein Leben gerne einen hübschen weißen Pudel gehabt, der einem seiner Freunde gehörte. Allein es war ein schwieriges Unternehmen, ihn zu bekommen. Die Aeltern versagten ihm seine Einwilligung, und der Eigenthümer wollte den Hund nicht missen. Jedoch Albert wußte sich zu helfen. Er kannte die schwache Seite der Mutter, daß sie nämlich sehr furchtsam war, und immer ängstlich dafür sorgte, daß zu Nachts Läden und Thüren fest verschlossen wurden. — Nun erzählte ihr Jener eine

selbst geschmiedete Geschichte, wie er schon einigemal bei Nacht, einen gefährlich scheinenden Menschen um das Haus herum habe schleichen, auch an der Hausthüre habe arbeiten sehen, und behauptete, daß es doch weit sicherer wäre, einen treuen Haushund anzuschaffen. Wirklich erreichte er durch jene Vorspieglung seine Absicht, und erhielt die Erlaubniß, den Hund annehmen zu dürfen, den nach seiner Aeusserung sein Freund ihm aufdränge. Allein davon war weit gefehlt, Ottmar weigerte sich im Gegentheil hartnäkkig, seinen Pudel herzugeben. Indessen auch davor wußte Albert Rath. Er stellte dem Freunde vor, welchen Wunsch seiner Aeltern er durch die Abtretung des Hunds erfüllen, und welchen Haß und Verdruß derselben er sich im entgegengesetzten Fall zuziehen würde; und so brachte er endlich Ottmar'n dahin, wo er wollte. Albert erhielt den Hund, und weder Herr und Frau Reichenau, noch Ottmar wußten, woran sie waren, und hegten durch die Bemühungen des listigen jungen Herrn ganz falsche Meinungen; doch

Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er zerbricht.

Wie ein Gefäß, das man lange dazu benützt, Wasser darinnen zu haben, endlich unbrauchbar, und oft bei der größten Vorsicht irgendwo angestoßen wird und zerbricht, so können die Menschen ihr Bestreben, einen gewissen Schein zu behaupten, oder auch eine schlimme Lebensweise zu führen, nur eine Zeitlang ungestraft fortsetzen, zuletzt mißlingt es ihnen doch, und die Strafe bleibt nicht aus. So gieng es auch Alberten mit seinem Bemühen, Andern Staub in die Augen zu streuen; ein Vorfall enthüllte es, und machte seinen kleinen Betrügereien ein Ende. Er war dem Aeussern nach ein hübscher Junge, aber auch ungemein eitel auf seine Schönheit; da kam er auf den Einfall, sich malen zu lassen, gieng zu einem jungen angehenden Künstler, Namens Hellwig, den er kannte, und gab vor, aus Auftrag seines Vaters zu kommen, der, wenn sein Portrait ganz ähnlich würde, jenem die Bezahlung dafür richtig zuschicken wolle.

Herrn Reichenau aber machte er weiß, daß ihn der Maler gebeten habe, ihm zu sitzen, weil ihm sein Gesicht gefälle, und er das Gemälde zu einer Kunstausstellung, welche zu Stande kommen solle, geben möchte. Beide ließen sich diese möglichen Vorspiegelungen gefallen, und Albert erreichte seinen Zweck, wurde gemalt, und — war nicht zu verkennen. Doch, wie sollte nun der Maler bezahlt, und der Vater beschwichtigt werden, wenn das Gemälde im Haus bliebe? Vergeblich versicherte er dem Künstler, der Vater sey durch jenes Gemälde nicht befriedigt, und verweigere deswegen die Bezahlung. Vergeblich vertröstete er Herrn Reichenau von Tag zu Tag, daß der Maler sein Werk zur Ausstellung holen lassen würde. Diese hatte schon längst begonnen, und noch immer hieng Albert's Bild in des Vaters Zimmer, und Hellwig erwartete höchst aufgebracht seine verdiente Belohnung. Endlich riß ihm die Geduld, er begab sich in Reichenau's Wohnung, und seine Erscheinung brachte das ganze Lügengewebe an Tag. Der Maler wurde nun

wohl bezahlt, aber seinem Gemälde der Ehrenplatz in des Vaters Zimmer nicht mehr gegönnt. Das Bild des ränkevollen Sohn's kam in eine entfernte Kammer, um diese unangenehme Erinnerung an Albert's Vergehen aus den Augen zu verbannen. Letzterer hatte aber alles Zutrauen verloren, und von nun an, gelang es ihm nie mehr, den Aeltern Staub in die Augen zu streuen. Er nahm sich auch ziemlich zusammen, und hütete sich, diesen Fehler sich zu Schulden kommen zu lassen, da er die Strafe fürchtete, welche bei der Aeltern Achtsamkeit ihn unausbleiblich getroffen hätte.

Doch als er auf die hohe Schule kam, hier unbeobachtet lebte, und eine ihm schädliche Freiheit genoß, verfiel er von Neuem in seine ehemalige schlimme Gewohnheit. Seine Freunde und Bekannte waren immer in Ungewißheit über ihn und seine Absichten, denn er verstand es, meisterhaft diese zu verbergen, und sich stets anders zu geben, als er war; allein auch hier währte es nur einige Monate. Er wurde einmal des Betrugs

überwiesen, und ein Zweikampf war die Folge des Streits. Sie waren Beide allein, und Albert hatte das Unglück, seinen Gegner zu tödten. Zum Letztenmal bemühte er sich, den Leuten Staub in die Augen zu streuen. Er verscharrte selbst den Ermordeten, ritzte sich den Arm blutig, verband ihn, und brachte das Gerücht in Umlauf, Jener sey entwichen, weil Albert eine Wunde von ihm erhalten habe, welche der Andere, wegen des großen Blutverlustes und der Ohnmacht, die jene nach sich zog, für tödtlich gehalten und deswegen die Flucht ergriffen hätte. Allein das Universitäts-Gericht war klüger, als Albert meinte. Er wurde zur Rechenschaft gefordert, und da er in seinen Aussagen sich nicht gleich blieb, so errieth man den schrecklichen Zusammenhang, brachte die Wahrheit ans Licht, und der durch eigene Schuld Unglückliche mußte seine, schon in der Jugend gefaßte Neigung, die Menschen zu täuschen, mit lebenslänglichem Festungsarrest büßen.

Wahrheit nur hält die Getreuen
Auch bei Stürmen schützend fest,
Wenn die Lüge ihre Freunde
Elend untergehen läßt.

Was heißt, auf einem großen Fuß leben?

Minchen Waller und Bertha Sander, waren Töchter zweier Beamten in W**. Da sie beide in einerlei Alter standen, auch nahe beisammen wohnten, die Schule miteinander besuchten, und gleiche Neigungen und Bestrebungen hatten, so verband sie schon als Kinder die herzlichste Freundschaft, welche mit den Jahren immer inniger wurde. Sie theilten alle Genüsse mit einander, und jede ihrer freien Stunden füllte ihr gegenseitiger Umgang aus. Ihr heißester Wunsch war, auch erwachsen nicht getrennt zu werden, und sie verloren sich oft ganz in Plänen und Träumen von der Zukunft, wenn sie auf diesen Punkt zu sprechen kamen.

Bertha sagte einst: „Ich wollte lieber mit Dir auf einem elenden Dorfe meine Tage zubringen, als ohne Dich in der größten Stadt.“

Die Mädchen waren sehr einfach erzogen worden, und an keine zerstreuende Lebensart gewöhnt, da ihre Aeltern wohl ihr Auskommen, aber keinen Ueberfluß besaßen, und so war es Bertha mit ihrer Aeusserung damals gewiß Ernst, wenn sie auch späterhin ruhiger, als sie dachte, sich in die eiserne Nothwendigkeit fügte. — Kein schöneres Bild von der fernen Zeit, konnten sich indessen die Freundinnen entwerfen, als wenn sie sich dachten, ihre beiderseitigen Väter könnten bei zunehmendem Alter ihre Stellen niederlegen, und ein kleines Landgütchen kaufen, das sie in Gemeinschaft bewohnen würden. Dieser Gedanke hatte seinen Grund in einer einmal flüchtig hingeworfenen Rede von Minchens Vater. Er kam an einem Mittag sehr unzufrieden vom Amte, und sagte in einer mißmuthigen Aufwallung: „Wenn sie es mir zu bunt machen, so gebe ich meine Stelle auf, ver=

kaufe Haus und Alles, was ich habe, und siedle mich auf dem friedlichen Lande an.“ Dieß hörte Minchen, hielt es ihrer eigenen Neigung nach, schon so viel, als für gewiß, und glaubte, so wenig sie ohne Bertha leben könnte, so wenig würde ihr Vater seinen Freund entbehren wollen. Doch wie ganz anders kam es, als beide Freundinnen es gehofft hatten. Herr Sander erhielt einen sehr ehrenvollen Ruf in die Residenz, und zugleich wurde ihm eine reiche Erbschaft zu Theil. Diese Ereignisse, welche viele glänzenden Folgen, und neue Erfahrungen nach sich zogen, würden manches Mädchen in Bertha's Alter — sie war jetzt 15 Jahr alt — schon in der Vorahnung unbeschreiblich beglückt haben. Für sie aber war die Nachricht von ihrer Versetzung ein wahrer Donnerschlag; denn dadurch wurde ja das Härteste für sie, die Trennung von Minchen, herbei geführt. Sie weinte sich schon im Voraus die Augen wund, und zog sich öfters den Unwillen ihrer Aeltern durch ihre anhaltende Trauer zu. Auch jene war im Innersten betrübt, doch suchte sie aus

uneigennützigen Liebe, Bertha zu trösten, und mit ihrer Lage auszusöhnen. „Vergiß nicht,“ sagte sie unter andern einmal; „daß Reichthum und Ansehen auch Gaben Gottes sind, die man nicht verschmähen darf. Dir ist ein großer Segen zu Theil geworden. Denke nur, wie Du den Armen künftig Gutes thun, und jeden Deiner Wünsche befriedigen kannst, da Dein Vater so vornehm und reich geworden ist. „O liebes Minchen, dieß Alles wollte ich gerne entbehren, wenn ich nur Dich behielte!“ antwortete Bertha. Ich war zufrieden mit dem, was ich hatte, und konnte ich auch den Hülfsbedürftigen bisher wenig geben, so geschah es doch mit dem besten Willen; das bin ich mir bewußt; und wenn ich Dir solche und ähnliche Freuden mittheilte, dann war ich so glücklich, als ich gewiß in der glänzendsten Lage nie mehr werden kann. Auf's Neue flossen bei dergleichen Unterhaltungen Minchen's und Berthas Thränen, und vollends in der Abschiedsstunde konnten kaum die ernstlichen Vorstellungen und dringendsten Bitten der Aeltern, über die heftig aufge-

regten Gemüther der Freundinnen Etwas vermögen. Das Versprechen, sich recht oft zu schreiben, hatten sie sich schon öfters gegeben, und auch bei der Trennung erneuert. Besonders beschloß Minchen, die einsam Zurückgebliebene, dieß Tröstungsmittel recht fleißig zu benützen, und sah voraus, daß Bertha, durch die vielen Zerstreuungen, denen sie entgegen gieng, ihrem Schmerz nachzuhängen, weniger fähig seyn, und oft verhindert werden würde, sich schriftlich mit ihr zu unterhalten. Sie sprach sie auch vom Beginnen und von der regelmäßigen Fortsetzung ihres Briefwechsels frei, und hatte ihr schon mehrere Briefe nacheinander zugesendet, die alle Schilderung ihrer Sehnsucht nach Bertha, so wie Erzählung aus ihrem einfachen Leben enthielten, ohne eine Gegenantwort von jener erhalten zu haben. Endlich kam eine lange Epistel von der entfernten Freundin, welche, da sie ihre neue Lage getreu schildert, hier zum Theil eingeschaltet werden soll.

Sie schrieb unter Anderm:

„Nicht nur an die Trennung von Dir,

geliebte Herzensfreundin! konnte ich mich bisher schwer gewöhnen, sondern auch an die völlige Veränderung meiner Lebensweise. O, wie ganz anders ist es hier, als in W**! Dort lebte ich fast einen Tag, wie den andern, hier ist keine Stunde der vergangenen ähnlich; dort konnte ich meine entworfenen Arbeitsplane ungestört ausführen, hier werde ich immer dabei unterbrochen; dort sah ich oft viele Wochen lang keinen fremden Menschen, hier kommen fast täglich sechs bis acht Personen, die mir noch völlig unbekannt sind. Meine ganze Tagesordnung ist umgewandelt, und Du wirst Dich wundern, wenn ich Dir eine Schilderung davon mache. Erst um 9 Uhr verlasse ich mein Bette, weil wir, wie Du nachher hören wirst, sehr spät uns niederlegen. Nach eingenommenem Frühstück, das die Mutter und ich in netter Morgenkleidung genießen, ertheilt Erstere der Hausjungfer ihre Befehle für den ganzen Tag, und ich warte meine Unterrichtsstunden (wobei ich aber gar oft gestört werde) ab. Ich habe deren jetzt weit mehr, als in W**, da

ich nun auch Guitarre spielen und singen, und neben fortgesetzter Uebung der französischen Sprache, italienisch und englisch lerne. Von 12 bis 1 Uhr beschäftige ich mich mit meinem Anzug, wobei ich die Hülfe unsers Kammermädchens nöthig habe, da ich bei der Tafel sehr hübsch gekleidet, und vorzüglich im sorgfältigen Haarputz erscheinen muß, weil täglich ein paar Gedecke für Fremde, oder auch innwohnende Bekannte bereit sind, wir also nie alleine speisen. Daß es dann mehrere Gerichte giebt, als sonst aufgetischt wurden, kannst Du denken. Auch genießt man immer ein paar Stunden lang die Tafelfreuden. Nach Tisch fahren wir gewöhnlich spazieren, zuweilen an einen öffentlichen Lustort. Bei meiner Nachhausekunft geht es wieder ein wenig an's Arbeiten, um das Gelernte zu wiederholen, und mich auf neuen Unterricht vorzubereiten. Um 6 Uhr kommen Besuche, oder wir sind eingeladen, oder Theater und Conzerte geben uns Unterhaltung; erst um 10 Uhr wird zu Abend gegessen, und vor 12 Uhr nie zu Bette gegangen. Nun nimm zu die-

ser gewöhnlichen Lebensweise, noch die vielen unvorhergesehenen Vergnügungen und Zerstreuungen, die vielen Fremden, die durch das Verhältniß meines Vaters uns aufsuchen, dann täglich Zutritt bei uns haben, und auf welche bei Tische, so wie bei unserer Zeiteintheilung Rücksicht genommen wird, so kannst Du mir glauben, was ich zu Anfang meines Briefs sagte. Wirst Du Deine Bertha in dieser Umwandlung erkennen, liebes Minchen? — dem Aeussern nach kaum, nicht wahr? doch mein Herz hat sich nicht verändert, davon sey fest überzeugt. Komm nur selbst, siehe, höre, und zweifle nicht, daß ich mit unwandelbarer Liebe bin

Deine Bertha."

Minchen staunte, als sie diesen Brief las. Sie theilte ihn auch ihren Aeltern mit, und der Vater rief verwundert aus: „Ey, ey, wie leben sie jetzt bei meinem Sander auf einem großen Fuß! Ja, das macht die reiche Erbschaft, und der Regierungsraths Posten. Nun Minchen, erregt diese Beschreibung nicht Gelüsten in Dir, dieß Glück auch

zu kosten?“ „Nicht doch, guter Vater,“ antwortete das einfache, genügsame Mädchen. „Ich will Dir auch sagen, weswegen ich mich nicht darnach sehne; aber vorher erkläre mir, warum ein Leben, wie man jetzt im Sanderischen Haus führt, durch jenen Ausdruck, den Du erst gebrauchtest, angegeben wird?“ Herr Waller erwiederte: „Im 14ten Jahrhundert war es Mode, Schuhe zu tragen, welche durch lange spitzige Schnäbel eine überflüßige Größe erhielten, und wodurch sich neben andern Kleidungsstücken, die Stände auszeichneten. Je vornehmer die Leute waren, desto längere Schuhe trugen sie, hatten also dadurch einen desto größern Fuß, und dieß soll den Grund zu jener Redensart gegeben haben. Auf einem großen Fuß, heißt — nach vornehmer Sitte leben, und dieß ist auch der Fall bei Sander's; bei uns ist hingegen ein sehr kleiner, aber wie mich dünkt, viel bequemerer Fuß Mode, nicht wahr, Minchen? Jedoch, ich versichere Dich noch einmal, wenn Du von Bertha's Anerbieten Gebrauch machen, und sie auf einige

Zeit besuchen willst, so hast Du meine Einwilligung, und Du kannst das Thun und Treiben der großen Welt recht in der Nähe beschauen.“ Minchen versetzte: „Nein, lieber Vater! dahin passe ich nicht, und wenn mich auch die Sehnsucht nach meiner Bertha hinzöge, so könnte ich nicht hoffen, jene so zu befriedigen, wie ich wünsche, es wäre ihr ja unmöglich, mir viel Zeit zu widmen, und welche linkische Rolle würde ich armes Ding in den glänzenden Zirkeln spielen. Nein, nein, das geht nicht! Aber, wenn Bertha einmal zu mir kommen möchte; das wäre eine Lust!“ Sie sprach nach einiger Zeit dieß Verlangen ihres Herzens gegen jene aus, und Bertha erfüllte es wirklich. Beide Mädchen verlebten in W** einige Wochen lang recht genußreiche Stunden mit einander, welche sie in die glückliche Vergangenheit versetzten, und Minchen überzeugte sich, daß Bertha's Sinn und Charakter durch die Veränderung ihrer Lage, an Werth Nichts verloren hatte. Als sie es nach der Freundin Abreise froh und feurig gegen ihre Aeltern

äusserte, und dabei versicherte, sie hätte dieß nicht erwartet; versetzte der Vater: „Ey, bei dem Sprüchwort: auf einen großen Fuß leben, versteht man ja nicht einen schlechten Fuß, und es wäre schlimm, wenn die vornehme Welt keine guten Menschen aufzuweisen hätte. Nur gehört mehr Festigkeit und Stärke des Geistes dazu, seine guten Grundsätze in ihr zu behaupten, als auf einem gewöhnlichen und bürgerlichen Standpunkt; aber edle Gemüther giebt es überall, und der Unterschied der Stände und Verhältnisse ist eine weise Einrichtung der Vorsehung, die wir nicht tadeln dürfen.

Wohl Jedem, der seine Stelle, die ihm Gott angewiesen hat, gewissenhaft ausfüllt, und mit seinem Schicksale zufrieden ist! —

Wer am Wege baut, hat viel Meister.

Kätchen hatte die Gewohnheit, von Allem, was sie that, viel Gerede zu machen. Fieng sie eine Arbeit an, so mußte es Jedes im

Haus, und jede ihrer Freundinnen und Bekannte wissen, und Jene sehen; hatte sie ein Vergnügen zu genießen, so verkündigte sie es, wo es möglich war; war eine gute Handlung von ihr ausgeübt worden, so konnte sie es nicht bei sich behalten; kurz, sie war aufrichtig und dabei so ungeheuer redselig, durch welchen Fehler jene Tugend sich in eine tadelnswürdige Eigenschaft gestaltete. Es fehlte nicht, da Kätchen gar keine Vorsicht bei ihren Mittheilungen beobachtete, daß diese hie und da nicht so aufgenommen wurde, wie sie es wünschte, und jene es zu werden verdienten. Was sie that, beurtheilte man oft recht schief, und weil leider viele Menschen die Neigung besitzen, Andern ihre Handlungen lieber herabzusetzen, als zu loben, so wurde auch recht viel an Kätchen getadelt, belacht, und verspottet. Einst war sie entschlossen, in einem Conzert mit ihrer hübschen Stimme zur allgemeinen Unterhaltung auch Etwas beizutragen. In der nächsten Zeichenstunde, die sie ausser dem Hause mit mehreren jungen Mädchen hatte, vertraute sie

diesen Allen ihr Vorhaben. Da äusserte Eine derselben mißbilligend: „Das würde ich an Deiner Stelle wohl bleiben lassen. Ey, wie möchte ich mich dem öffentlichen Urtheil preiß geben?“ Eine Andere sagte, höhnisch das Näschen rümpfend: „Potz tausend, Du wagst sehr viel!“ Eine Dritte versicherte spottend: „Nun da fehle ich gewiß nicht im Conzert, wenn die Hauptsängerin auftritt;“ und so hatte jede der Anwesenden eine beissende oder lächerliche Anmerkung zu machen. Wieder eine unter Jenen ermahnte sie, ihre dabei zu beobachtenden Mienen und Gebehrden nur recht einzustudiren, und war gar so gütig, diese auf tolle Weise ihr vorzumachen; und endlich brachten sie es so weit, daß Kätchen mit Thränen des Unmuths ausrief: „Nun mag ich gewiß nicht singen; da ihr mir schon hier so übel mitspielt, kann ich mir ja denken, wie es mir nachher ergehen würde.“ Nach einiger Zeit traf Kätchen auf der Straße ein armes Kind, das sie in ihr Haus nahm, es mit Speise und Trank erquickte, mit alten Kleidern beschenkte, und ihm er-

laubte, jede Woche ein Allmosen bei ihr zu holen. Es versteht sich, daß die Aeltern dieß Alles bewilligten, und Kätchen freute sich herzlich, ihres gelungenen Werks. Auch war es nicht Prahlerei, welche sie drang, ihre That mehreren ihrer Freundinnen zu erzählen, sondern die Gewohnheit, viel zu sprechen, wo ihr dann auch jene Mittheilung entschlüpfte. Da mußte sie nun erfahren, wie ihre Handlung bekrittelt wurde. „Pfui!“ sagte ein vornehmes Püppchen. „Wie möchte ich mich mit dem schmutzigen Bettelvolk abgeben! Da eckelte es mich zu todt.“ Ein geitziges Mädchen versicherte: „sie würde sich wohl besinnen, die Kleider vom Leibe wegzuschenken, und eine Dritte meinte: „Es wäre Unrecht, die armen Leute durch williges Almosenspenden im Betteln zu bestärken.“ „Hätt' ich doch nichts gesagt!“ versetzte Kätchen unwillig. „Eure harten Urtheile verkümmern mir ganz meine Freude.“ Sie nahm sich auch vor, künftig verschwiegen zu seyn; allein der Fluß ihrer Rede riß jedesmal Alles wieder fort, was sie auch fest in

sich verschließen wollte. Ganz anders war Jenny ihre Schwester. Still und sinnig vollbrachte diese alles Gute und Nützliche, was sie zu thun Willens war, und gab nur sich, den Aeltern, und höchstens ein paar auserwählten Freundinnen, die ihres Vertrauens würdig waren, Rechenschaft davon. Daher wurde sie auch nie durch ein voreiliges Urtheil gekränkt, nie durch die vielseitige Meinung Anderer irre gemacht, und ruhig floß ihr Leben dahin. Sie rieth es wohlmeinend ihrer Schwester, es eben so zu machen, denn nicht selten klagte ihr Kätchen, die durch eigene Schuld widerfahrene Unannehmlichkeiten. Einmal kam ihr älterer Bruder, den sie sehr liebten und achteten, zu einer solchen Unterhaltung, und mischte sich in das Gespräch. Er sagte: „Ich will euch Etwas erzählen, liebe Schwestern. Gebt wohl acht, denn das Geschichtchen ist nicht ohne Werth. Es waren zwei Brüder, welche sich, ihres gewählten Berufs wegen, trennen mußten. Der eine errichtete eine Wollen-, der andere eine Cottun-Fabrik. Jeder baute sich ein

Haus; der ältere, ich will ihn Gerhard nennen, sagte: „Mein Gebäude soll an der Landstraße stehen.“ Der andere Bruder, er hieß Raimund, zog es vor, an einem einsamen Platz sein Haus aufzurichten, und noch überdieß mit einem Hofraum zu umgeben, dessen hohe Mauer die Wohnung zur Hälfte verbarg. Dieser konnte ungestört und unberufen seinen Bau vollführen, und selbst, als er vollendet war, kam er nur denen zu Gesicht, welche er hinführen und ihnen denselben zeigen wollte. Jener aber ärgerte sich während dem Werke beinahe krank; denn alle Augenblicke trat ein Vorübergehender näher, welcher das Holz, die Steine, den Riß, die Zusammenfügung u. s. w. tadelte. Auch hörte Gerhard sehr oft folgende Aeusserung: „Wäre ich der Bauherr, ich würde es ganz anders machen, da müßte der Schornstein auf dieser Seite durchgeführt werden;“ oder, — „wenn mir dieß Haus gehörte, würde ich die Küche zu ebener Erde einrichten;“ oder — „dürfte ich hier befehlen, so müßte das Haus einen weit schönern Anstrich erhalten.“ Kurz,

immer hatte Jemand Etwas daran auszusetzen, und Gerhard ließ mehr als einmal nach der Meinung Anderer den Bau einreissen und Abänderungen machen, die dann wieder dem und jenem mißfielen. So wurde er lange nicht damit fertig, und hatte unendlich vielen Aerger und Verdruß. Als das Haus vollendet da stand, war es ebenfalls dem Urtheil und Tadel der Vorbeiwandelnden Preiß gegeben, und jede mißbilligende Aeusserung erregte Gerhards Galle. „O, wie klug war mein Bruder!“ rief er mehr als einmal aus; „daß er sein Gebäude in stiller Verborgenheit aufführte! Wie viele Unannehmlichkeiten hat er sich dadurch erspart! Könnte ich wieder in diesen Fall kommen, nie würde ich am Wege bauen, denn da giebt es gar zu viele Meister.“ —

Der Bruder schwieg. Kätchen lächelte und sagte: „Ey, wer wird es verkennen, daß Du mich und Schwester Jenny in Deiner Erzählung bezeichnet hast! Diese ist der klügere Raimund, ich der thörichte Gerhard. Aber Du hast Recht, und ich will mir gewiß die gute Lehre merken.

Hier ist meine Hand, Brüderchen. Du darfst mir Deine Liebe entziehen, wenn ich meinen Entschluß breche.“ Der ernste Wille im Menschen ist mächtig! Dieß erfuhr auch Kätchen. Sie hatte sich so fest vorgenommen, ihre Zunge im Zaum zu halten, daß sie in Gesellschaften lieber ein gänzliches Schweigen beobachtete, ehe sie sich der Gefahr hingab, mehr zu sprechen, als es gut war; und sie brachte es durch stete Aufmerksamkeit auf sich selbst dahin, daß ihre übrigen guten Eigenschaften durch errungene Klugheit noch vermehrt wurden, und daß ihre nun gehaltreicheren Unterhaltungen Jedermann suchte, und hoch rühmte.

Frau Berthold erreichte durch vorstehende Erzählungen ihre zweifache Absicht; sie erläuterte nicht nur den Kindern mehrere Redensarten und Sprüchwörter, welche trotz ihres dunkeln Sinn's dennoch oft gebraucht werden, sondern sie verkürzte Jenen auch damit viele Abende, und bereitete ihnen manchen kindlichen Genuß. O, möchte dieß Büchlein in der lieben Jugendwelt seine doppelte Bestimmung erfüllen, und dasselbe nicht unbefriedigt aus der Hand gelegt werden!

In demselben Verlage sind nachstehende Schriften erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Doppelmayr, F. W., Vorlegeblätter zum Baumzeichnen 9 gr. oder 36 kr.

— — Vorlegeblätter zum Blumenzeichnen und Sticken, erste und zweite Abtheilung à 9 gr. oder 36 kr.

— — 32 Vorlegeblätter beim ersten Unterricht im Zeichnen,

1s Heft: geometrische Figuren enthaltend, zweite Auflage, in Futteral, 9 gr. oder 36 kr.

2s Heft: Gebäude, zweite Auflage, 8. in Futteral 9 gr. oder 36 kr.

3s Heft: Landschaften, zweite Auflage, 8. in Futteral 12 gr. oder 48 kr.

Eltern, die liebenden, an ihre Kinder. Erzählungen für die reifende Jugend zur Erweckung und Belebung ächt religiöser Gesinnungen und Handlungen, sauber gebunden, mit 1 Titelkupfer 18 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Dasselbe roh und ohne Kupfer 12 gr. oder 48 kr.

Erzählungen, rührende, aus der Thierwelt, vierte Auflage, mit Kupfern, 8. gebunden 12 gr. oder 48 kr.

Dasselbe roh und ohne Kupfer 8 gr. oder 30 kr.

Fraktur-Alphabete und Ziffern, lithographirte, zum Behufe des Lesenlernens der Kinder, Fol.

Ein Exemplar 1½ gr. oder 6 kr.

Drei Exemplare zusammen 4 gr. oder 15 kr.

Fuchs, K., eine christliche Gebetswoche, 12. geh. 1½ gr. oder 6 kr.

Fuchsberger, Rosa von Tannenburg. Ritterschauspiel in fünf Aufzügen, 12. 4 gr. oder 18 kr.

Hans, J., Studien für den Unterricht im Zeichne
und Malen, in 36 lithographirten Blätter
bestehend 8 gr. oder 36 k

Meinau, Caroline, Verfasserin beliebter Jugend
schriften. Aufklärende Erzählungen über be
kannte Sprichwörter für Knaben und Mädchen
mit 6 illuminirten Kupfern, gr. 12. gebunde
1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr

Meynier, J. H., Fortuna, oder merkwürdig
Reisebegebenheiten zu Wasser und zu Lande
Ein Unterhaltungsbuch für die gebildete Jugend
zweite Auflage, mit 5 Kupfern, 8. gebunden
1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr

Dasselbe ohne Kupfer 15 gr. oder 1 fl

Nelk, Th., der Papagei. Eine neue Erzählung
für Kinder und Kinderfreunde, mit 1 Titel
kupfer, dritte Auflage, 12. geb. 3 gr. oder 12 kr

— — die Aepfel. Eine neue Erzählung für Kinder
und Kinderfreunde, mit 1 Titelkupfer, zweite
Auflage, 12. gebunden 3 gr. oder 12 kr.

— — der Staar. Eine neue Erzählung für Eltern
und Kinder, mit einem Titelkupfer, zweite
Auflage, 12. gebunden 4 gr. oder 15 kr.

Pöhlmanns, Dr. J. P., belehrende Unterhaltungen
für Kinder, die ihre Mußestunden gern nützlich
anwenden, in drei Abtheilungen, mit illumin.
Kupfern, 8. geb. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Reinhold, Caroline, die Herbstabende der Familie
Bernhold, mit Kupfern 12 gr. oder 54 kr.
roh und ohne Kupfer 8 gr. oder 30 kr.

Schäfer, C., die Familie Linden, oder Blicke in das
Leben guter Kinder. Ein religiöses Bildungs-
buch für die denkende christliche Jugend, 8.
15 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Zeichnen
lättern
36 kr.
ugend=
er be=
dchen,
unden
48 kr.
irdige
ande.
gend,
unden
48 kr.
1 fl.
hlung
Titel=
12 kr.
inder
weite
2 kr.
tern
weite
kr.
agen
zlich
min.
kr.
ilie
kr.
kr.
das
ge
8.
kr.

Druck und Verlag

der C. H. Beck'schen Buchhandlung

in

Nördlingen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Köstlin, Reinhold

Das Dämmerungsstündchen, oder Erklärungen mehrerer bekannten Sprichwörter in unterhaltenden Geschichten Mit 6 Kupfern

Nördlingen [1835]

Paed.pr. 2837 dg
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760790-0